DIE MORGENRÖTE

MONATSSCHRIFT FÜR KULTURELLE ERNEUERUNG

SCHRIFTLEITER: RICHARD DREWS

★

NUMMER 10 APRIL 1925

Aus dem Inhalt dieses Heftes.

Gerhart Hauptmann wird angegriffen
Darf man Sie fragen, Herr Kultusminister?
Dr. Georg Kalantaroff: Das Tempo
Dr. E. Bacmeister: Die Mission des Mittelstandes
A. Heuer: Reiseeindrücke aus der Schweiz und Italien
Hartmut Piper: Die Demokratisierung der Sprache

Bezugspreis:
Einzelheft Mk. 0.60. Vierteljährlich Mk. 1.50.
Halbjährlich Mk. 3.00 Jährlich Mk. 5.50.
VERLAG ALBERT MODROW, ELMSHORN BEI HAMBURG

Besucht den
Kunstraum Lüders
Hamburg, Neue ABC-Straße 12a

Das nächste Heft der Morgenröte wird ein Sonderheft (in Form eines Doppelheftes Mai-Juni) mit dem Titel:

Kauft Bücher, Bücher, Bücher!

Es ist als Bücherwerbeheft gedacht und soll den Buchhändler in seinem schweren Kampf gegen die zunehmende Verwahrlosung unseres Geisteslebens unterstützen, aber auch jedem einzelnen Leser der Morgenröte ein Rüstzeug für den Kampf ums gute Buch an die Hand geben. Es erscheint am 30. Mai und wird unter anderm Beiträge von Wilhelm v. Scholz, Walter von Molo, Hanns Johst und H. Fr. Blunck enthalten. Wir empfehlen unseren Lesern sich einige dieser Hefte als Werbehefte zum Vorzugspreis von 50 Pfennig, bei Bezug von 10 Stück an, kommen zu lassen.

*

Gleichzeitig möchten wir alle unsere Leser, die noch im Rückstand mit der Bezahlung des Bezugsgeldes sind, bitten, uns den Betrag auf unser Postscheck-Konto Hamburg 34557 einzusenden.

Kunstraum Lüders

Gemälde / Plastiken / Keramik
(Moderne Kunst)

Hamburg, Neue ABC-Straße 12a
Geöffnet 10—4 Uhr Sonntags geschlossen

„AN GOTT" Holzschnitt von Fritz Uphoff (Worpswede)

Mit Genehmigung des Dürer-Verlag Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf

DIE MORGENRÖTE

MONATSSCHRIFT FÜR KULTURELLE ERNEUERUNG

HERAUSGEBER: RICHARD MODROW, ELMSHORN

SCHRIFTLEITER: RICHARD DREWS, ELMSHORN

NUMMER 10 APRIL JAHRGANG 1924/25

Zu diesem Heft

Ein paar einleitende Bemerkungen seien gestattet. In der Spalte Kampf und Kritik, deren lebendiger, angriffsfroher Geist sicher allen unsern Lesern zusagen wird, ist unter anderem ein Aufsatz von Dr. Georg Kalantaroff, Berlin, über „Das Tempo". Dieser Aufsatz ist in seiner kaufmännisch-nüchternen, durch Zahlen und Beispiele belegten Berichterstattung eine Kritik unseres Zeitalters überhaupt. Alfred Heuer, der gute Kenner alter und moderner Kunst, schildert seine Eindrücke von der Italienreise, die er im Sommer 1924 ausführte. Da ist manche scharfe Beobachtung und feine Charakterisierung. Georg Seydel bewegt sich in diesem Heft auf dem Grenzgebiet zwischen Sprache und Musik, in einem längeren Aufsatz der in seiner scharfsinnigen Abgrenzung dieser beiden Gebiete ohne weiteres verständlich sein wird. Ein weiterer Artikel von Hartmut Piper befaßt sich mit der Demokratisierung der Sprache, und ist in manchem eine wertvolle Ergänzung zu dem von Seydel Ausgeführten. Der kleine Aufsatz von Richard Drews über Frans Masereel, dieser Wiedergeburt des gotischen Künstlers aus dem Geist des Expressionismus, will ein Weckruf sein, sich mit diesem ragenden Gipfel zeitgenössischer Kunst zu beschäftigen. Den bitter-hoffnungslosen Klang der Asphaltstrophen von W. H. Giese, dem jungen aufstrebenden Hamburger Dichter, wird ein aufmerksamer Leser nicht mehr aus den Ohren los. Die ganze Großstadt mit ihrer Heimatlosigkeit liegt darin. Unsere Spalte „Der Kakteenzüchter" ist hoffentlich keinen Mißdeutungen ausgesetzt. Sie sticht ja durch den etwas freieren, mitunter nicht ganz humorlosen Ton von dem Ernst und der Schwere aller anderen Aufsätze ab: aber das soll sie auch. Hier soll sich der Leser ausruhen von allem Vorhergehenden; hier soll er mit Satire, Witz und Ironie bedient und erfrischt werden. Dazu werden in dieser Spalte allerlei Orchideen gezüchtet; dazu allerlei Dummheiten, Unglaublichkeiten, Irrtümer und Frechheiten unserer Zeit wie merkwürdige Schmetterlinge aufgespießt. Eben vor Redaktionsschluß traf noch der große Aufsatz von Dr. Ernst Bacmeister ein, der eine eingehende Würdigung des Buches von Willy Schlüter über die Mission des Mittelstandes bringt.

KAMPF UND KRITIK

Alle Aufsätze, die in dieser Spalte erscheinen, werden dem Leserkreis der „Morgenröte" zur Diskussion überlassen. Wen es nach der Lektüre drängt, Stellung zu nehmen, ob zur Zustimmung oder zum Widerspruch, der möge sich, welchem geistigen Lager oder welcher Schicht der Gesellschaft er immer entstamme, schriftlich an uns wenden. Erscheinen seine Gedanken der Mitteilung wert, so soll das Wesentliche daraus hier Abdruck finden. Wir sind nämlich der Ansicht, daß allein aus dem lebendigen Meinungsaustausch Gleichgerichteter oder Andersgearteter etwas wirklich Schöpferisches und Befruchtendes herausspringt. Uns leitet dabei der Wunsch, daß sich mit der Zeit aus diesem Ideenaustausch ein gemeinsames Band um unsere Leserschaft schlinge und sie zu einer kleinen Kulturgemeinschaft mache. Nur wirklich brennende Themen kommen hier zur Erörterung. R. Dr.

Gerhart Hauptmann wird angegriffen

Vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Otto Zarek reitet — im Zwiebelfisch — eine ziemlich heftige Attacke gegen ihn und seine übergroße Zurückhaltung. Veranlassung gibt ihm die Beobachtung, die er hinsichtlich der Stellung der älteren Dichtersleute gegenüber den aufstrebenden Jüngeren in Frankreich und in Deutschland gemacht haben will. Bitter klagt Zarek, während er die Franzosen rühmt, über den Mangel an Verständnis und die Fremdheit, die in Deutschland zwischen der älteren und jüngeren Dichtergeneration walte. Er schreibt: „Gerhart Hauptmann — das muß doch einmal offen ausgesprochen werden — hat den Mangel an Würde: zu schweigen — ob es nun Kafka ist oder Robert Müller, der stirbt. Er kennt sie vermutlich nicht einmal; er wird (wie der Zeitungsleser in der Untergrundbahn) die Namen dieser „jungen Dichter" (wenn überhaupt) erst im Nekrolog lesen. Er weint ihnen keine Träne nach — es sind ja nur „junge" Poeten gewesen, wer weiß, ob es sich lohnte und ob man sich mit Ihnen nicht später blamiert hätte. Er würde eher in die Öffentlichkeit weinen gehen, wenn er sich (sagen wir) um das Ableben eines Anatole France oder eines anderen „Repräsentativen" handelte." Und fährt dann, auf die andern „Repräsentativen" übergehend, fort: „Die Liste derer, die keinen Nekrolog für die eigenen schaffenden Volksgenossen halten, ließe sich leider sehr vergrößern. Kein Wassermann, kein Heinrich Mann, kein Unruh oder Werfel rührt die Hand, wenn ein Dichter stirbt. Davon will ich garnicht reden, daß sie alle noch intensiver schweigen, solange die jungen Dichter leben."

So ganz Unrecht hat er nicht, der das schrieb. In einer in keinem anderen Land der Welt erlebten eigenwilligen Verschanzung, einer fast feindseligen Abwehr, leben Deutschlands führende Geister. Es ist ein in jedem Künstler schlummernder Egoismus, eine fast krankhafte Besorgnis um das eigene Wachstum, die hier auf die Spitze getrieben ward. Garzuleicht vergißt der, der etwas geworden ist, wie er's geworden ist. Dankbar wird er sich dieser oder jener Hilfe erinnern. Und vergißt, daß nach ihm eine junge Generation kommt, deren Tragik, deren Spannungen viel größer sind und die sich nach Ermunterung und freundlichem Zuspruch der auf der obersten Sprosse Befindlichen sehnt. Aber soviel er auch auslugt, keine Hand ist, die sich nach ihm ausstreckt.

Gerhart Hauptmanns Schweigsamkeit und eisige Zürückhaltung dem jungen Nachwuchs gegenüber ist typisch. Ich habe viel Klage führen hören über seine Abschließung und ich halte es für eine große Verfehlung Hauptmanns, daß er nicht fördernd und helfend Hand anlegt. Er könnte manches Talent zum Genie erwecken. Böswillige schütteln, kommt das Gespräch auf Hauptmann, resigniert den Kopf und geben als Grund an: er fürchte die Konkurrenz. Soweit möchte ich nicht gehen. Hauptmanns Werk gebietet Ehrfurcht. So kleinliche Gefühle wie Mißgunst, dünkt mich, darf man ihm angesichts des von ihm Geschaffenen, nicht unterlegen. Aber dennoch, welchen Grund immer sein Schweigen habe, es ist eine Sünde an unserer Kultur. Hauptmann möge bedenken, daß auch er einmal jung, sehr jung war und daß er eifrige Förderer fand, auch dann, wenn die Qualität des von ihm Geschaffenen es nicht immer in dem Maße verdiente.

Darf man Sie fragen, Herr Kultusminister?

Darf man Sie fragen Herr Kultusminister, was Sie gegen die ständig steigende Schlammflut von Zeitschriften zu tun gedenken, denen Schamlosigkeit an die Stirn geschrieben steht? Kann das gesundeste Volk auf die Dauer einen derartigen Regen immer neuer, immer schmutzigerer Blätter ertragen, wie er heute auf uns, ein durch Krieg und Nachkriegszeit geschwächtes Volk heruntergeht? Ich kann doch nicht annehmen, daß gerade Ihnen der Schmutz in Wort und Bild entgangen sei, der sich, unter der Deckmaske verfeinerter, lebemännischer Gesinnung überall, besonders aber in des Reiches Hauptstadt breit macht. Berlin ist doch die geistige Zentrale und der Ausgangspunkt, von wo aus das Gift in die Kanäle der Provinz sickert. Ich meine, was nützt es, wenn man Blätter beschlagnahmt, nachdem sie längst

ihre Wirkung getan haben! Wenden Sie bitte nicht ein, diese Blätter könnten denen, die sie kaufen, nicht mehr schädlich werden. Den Betreffenden vielleicht nicht; die sind gewöhnlich schon so entsittlicht, daß sie nichts mehr zum Erröten bringt. Aber ich habe beobachtet, wie ein Herr und eine Dame, die den besseren Kreisen anzugehören, sich Mühe gaben, ein Blatt dieser Art — es war, irre ich nicht, der Reigen — an ihre schätzungsweise zehn- und zwölfjährigen Kinder weitergaben, einen Buben und ein Mädchen, und diese aufgeweckten Kinder haben sich dann ihrerseits in die Lektüre und das Anschauen der Nuditäten vertieft. Sie zucken die Schultern: Schuld der Eltern. Schuld der Eltern? Gestatten Sie, daß ich mich mit dieser Lösung nicht zufrieden gebe. Die Ursache liegt tiefer. Die liegt in der Lässigkeit eines Staates, der den Anspruch erhebt, ein Kulturstaat zu sein und duldet, daß eine verantwortungslose Kaste von Zeichnern und Schreibern aus der Entsittlichung der Gesellschaft ihr Geld ziehen kann. Denn Nacktheiten bringen Geld. Das bestreitet keiner mehr.

Sie sagen vielleicht, Sie seien nun — da viele Amtsvorgänger solche Zustände hätten einreißen lassen — ohnmächtig gegen soviel Schmutz und Schlamm. Sie hätten den besten Willen, aber Sie als Einzelner hätten nicht die Macht, um das Gift wirksam zu bekämpfen. Ihre Ehrlichkeit ehrt Sie. Aber — ich erkenne diesen Grund nicht als triftig an. Als Kultusminister stehen Ihnen einflußreiche Organe zur Verfügung, Gesetze und Behörden warten auf Sie, daß Sie einen Wink geben. Doch man sieht nicht, daß etwas geschieht. Immer sind es einflußlosere Stellen, die hier und da vereinzelt auftreten und an ihrem Teil auch schon Gutes gewirkt haben. Sollten Sie nicht noch viel Größeres wirken können? Ich will nicht an Ihrem guten Willen zweifeln; vielmehr zu Ihren Gunsten annehmen, daß Sie sich der ungeheuren Tragweite des zersetzenden Giftes nicht bewußt sind. Es sind Narkotica, die zum Verfall führen, führen müssen. Sie haben es in der Hand, ob unser Volk kulturell zugrunde gehen oder leben soll — denn Sie sind Kultus-Minister.

Dr. GEORG KALANTAROFF:

Das Tempo

. . . wenn wir an einer Brustwunde sterben,
klagen wir über Zahnweh Heine.

Es gibt unzählig viele unvollständige Definitionen des Menschen. Bald heißt er „zoon politikon", bald das „heuchelnde Tier", bald das „grausamste unter den Tieren". Spengler nennt ihn das „städte-

bauende Tier". Ich würde ihn gern das „feige Tier" nennen. Denn kein anderes Geschöpf versucht sich selbst so planmäßig über die ihm drohenden Gefahren zu täuschen, wie der Mensch. Es steckt eigentlich eine der größten Pharisäerlügen in dem geflügelten Wort „Straußenpolitik". Wer treibt diese Politik häufiger als der Mensch?

Am Weihnachtsabend des hingegangenen Jahres gaben sich allein in Berlin 12 Menschen freiwillig den Tod. „Höchstverständlich" — brummt ein Professor der Statistik — „ein normaler Koeffizient für eine Weltstadt; die schwächsten der überspannten Nervensysteme haben den additionellen Druck der Feststimmung nicht ausgehalten". — In New York werden täglich 8—12 Kinder im Alter von 7—14 Jahren von den unzähligen Autos getötet und über 30 Erwachsene getötet und verstümmelt. Das ist ja vom Standpunkte der alles klassifizierenden Wissenschaft ebenso natürlich, denn wenn die Vereinigten Staaten über mehr als 15 Millionen Kraftwagen verfügen (d. h. 1 Auto pro 8 Mann), dann kann es ja auch nicht anders sein. — Ein Haarmann tötet 27 Jünglinge. Kein Wunder — die Folgen des Krieges, der alle Nervensysteme zerrüttet hat. In irgend einem „Archiv für sexuelle Zwischenstufen" wird ja der Fall eingehend erörtert etc. — In Rußland haben der Krieg und die Revolution während eines einzigen Jahrzehnts über 50 Millionen Menschen hingerafft. Auch leicht erklärlich: denn wenn soziale Umwälzungen kommen, dann muß usw. usw. — Kurz, ist einmal diese oder jene noch so schreckliche Erscheinung klassifiziert, auf die Nadel der Statistik gesteckt und mit dem Zettel der Systematik versehen, dann ist alles gut und wir gehen zur Tagesordnung über. Daß aber diese Tagesordnung nichts weniger als Ordnung ist und daß diese und viele andere Erscheinungen der jetzigen Epoche Symptone einer schrecklichen, kosmischen, sich rasch nähernden Gefahr sind, daran denken wir wenig oder garnicht. Noch weniger daran, daß diese Erscheinungen eine Ursache haben müssen, die wir sofort unumwunden ausforschen sollten.

Freilich werden ab und zu Versuche in dieser Richtung gemacht. Aber mir wenigstens erscheinen sie gerade ebenso läppisch, wie die Theorie von der Entstehung des Lebens, nach der die Lebenskeime von irgend einem anderen Planeten auf unsere Erde zufällig gekommen sind. Man verschiebt eben die Frage im Raum und vertagt sie.

Genau so steht es auch mit den sozialen und politischen Übeln der Jetztzeit. Der Weltkrieg — das ist die logische Grund-Ursache die alles erklärt und deckt. Genau nach dem Rezept von Mephisto: „Wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort sich zeitig ein". Sollte

aber der Krieg wirklich die Ursache der Ursachen sein? Es ist doch nur eine Erscheinung und muß seine eigenen Ursachen haben und somit nur ein Symptom sein.

Die sogenannte differenziale Diagnose lehrt uns, daß ein isoliertes Symptom garnichts zu bedeuten hat. Schon deswegen nicht, weil verschiedene Ursachen gleiche Wirkungen haben können. Es kommt auf den Komplex der Symptome an.

Ich erdreiste mich keineswegs, den ganzen Symptomenkomplex unseres allgemeinen Leidens zu erfassen. Aber ein Diagnostiker braucht es auch nicht zu tun, tut es auch niemals, wenn er seine Diagnose stellt. Ihm hilft seine Intuition. Und ich berufe mich auf diese Hauptkraft unseres sogenannten „bewußten Denkens". Hat nicht schon Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie" die psychologische Entdeckung gemacht, daß „vielleicht der größte Teil unseres bewußten Denkens zu der unbewußten Tätigkeit unseres Gehirns gehört"?

Nun behaupte ich, daß die Hauptursache (ich will meinetwegen den feigen Seelen gerecht werden und „eine der Hauptursachen" sagen) unserer heutigen kulturellen Zersetzung in dem Tempo unseres Lebens verborgen liegt. Die vielgepriesene Technik, deren lobenswertes Ziel darin bestehen soll, dem Menschen das Leben leichter zu machen und seine Kräfte zu sparen, sie wirft jeden Tag auf den Markt unseres Lebens Apparate, Vorrichtungen und Maschinen, welche das Tempo unseres Lebens beschleunigen und an unser Nervensystem neue Ansprüche stellen. Jedoch steht diese Beschleunigung des Lebenstempo in keinem Verhältnisse zu der biologischen Entwicklung unseres Nervensystems. Es ist ja wirklich so schön und großartig, mit einem Zeppelin in 60 Stunden die halbe Erdkugel zu umsegeln. Ist es nicht wundervoll, den Atlantik in 5—6 Tagen mit einer Stadt von 50000 Tonnen (von der aus — beiläufig bemerkt — man nichts vom Ocean merkt) zu durchkreuzen und während der ganzen Fahrt nicht einen Augenblick vom Leben und Treiben aller Kontinente getrennt zu werden? Ist denn das selbstherrliche Kino nicht eine wahre Wohltat für die Menschheit? Da kann man ein kompliziertes, oft ganz unwahrscheinliches Drama in 12 Akten (4000—6000 Meter!!!) in einer halben Stunde durchleben. Und dann noch alle die prächtigen Maschinen, die in Sekunden eine Arbeit leisten, für welche unsere Väter Tage und Wochen brauchten, und die uns versklaven. Vom Segen des Radio garnicht zu sprechen. Die Erfindung spottet ja der kühnsten Phantasie des genialsten Poeten: sie hat den Augenblick der Befriedigung dem Augenblick des Begehrens so nahe gebracht, daß sie geradezu zu einer Empfindung zusammen-

schmelzen. Und der Prozeß, welcher sich zwischen diesen Polen abspielt, ist doch das Leben selbst! Die endgültige Schlußfolgerung mag jeder selbst machen.

Aber die verhängnisvolle Frage bleibt: Ist unser Nervensystem diesem rasenden Tempo gewachsen? Kann unsere Psyche ihm bis ins Unendliche Schritt halten? Wir wissen ganz genau, daß unsere biologische Entwicklung sehr langsam vor sich geht und keinem Menschen wird es einfallen, zu behaupten, daß während der letzten 125 Jahre, wo das Lebenstempo sich verhundertfacht, in mancher Beziehung vertausendfacht hat, unser Nervensystem ebensoviel Mal stärker, vollkommener und komplizierter geworden sei.

Nicht genug damit, das jagende Tempo stellt an das menschliche Nervensystem noch ganz andere tödlich wirkende Ansprüche. Es ist ein ABC der Nervenphysiologie, daß oberflächliche, aber beständige (rhythmische oder arhythmische — ganz gleich) Reize der Nerven viel gefährlicher für das Nervensystem sind als starke Schocks und es sicherer zerstören als die letzteren. Um ein klassisches Beispiel anzuführen: Die sogen. Wein- und Teedegustatoren, welche jahrelang und systematisch ihre Geschmacknerven-Oberflächen zu unterziehen gezwungen sind (sie speien bekanntlich die Probe regelmäßig aus und spülen sogar den Mund jedes Mal mit Wasser aus) zerrütten ihr Nervensystem vollkommen, ohne eigentlich den Wein oder den Tee zu genießen. Die ersten leiden schwer an Alkoholgicht und überhaupt an nervösen Folgen der Trinksucht, während die zweiten an Polyneuritis, den schwersten Folgen der Teinvergiftung, ja Geistesstörungen erkranken. Unsere moderne Kultur (wäre es nicht richtiger Zivilisation zu sagen?) mit ihren unzähligen oberflächlichen Nervenkitzeln wirkt ähnlich und zerstört unser Nervensystem in einer Weise, von der nur Wenige eine Ahnung haben. Jedenfalls sicherer als alle Ausschreitungen unserer Väter.

Schon gibt uns die sonst beruhigende Statistik Winke über die man nachdenken sollte. Das Durchschnittsalter eines Rechtsanwaltes in Amerika ist 43 Jahre und dasjenige eines amerikanischen Journalisten 36 Jahre! Und was sagen uns nicht alles die Spalten der statistischen Tabellen über die rasch zunehmende Beteiligung der gebildeten Gesellschaftsklassen am Verbrechertum, über die wachsende Kriminalität der Kinder, von Selbstmord, Geisteserkrankungen, Kokainverbrauch u. a. m.

Man soll sich nicht von den erfreulichen Ziffern der Sportentwicklung täuschen lassen. Auch auf diesem Gebiet wütet die schreckliche Ausgeburt des verwüstenden Tempos — der Rekord, welcher die sonst gesunde Bewegung vergiftet und untergräbt. Wie

weit ist doch die heutige Turnkunst ideologisch von derjenigen eines Jahn entfernt! Man braucht nur die Durchschnittsdauer der Tätigkeit der führenden Turner und Sportleute zu berücksichtigen. Sie kommen wie Meteore auf und verschwinden wie diese, ohne eine Schule geschaffen zu haben, verdrängt von neuen Rekordmännern, welche ihrem Verderben mit einer staunenswerten Energie entgegensausen. Das soziale Ergebnis dieser Rekordjagd ist aber, leider, nicht gleich Null, sondern eine negative Größe.

Unabsehbar sind die Folgen dieser Raserei auf den Gebieten des kulturellen, sozialen und politischen Lebens. Die breiten Volksschichten werden von dem immerwachsenden Tempo mitgerissen, aufgewiegelt; sie verlieren die Geduld, die Ausdauer; jedermann will über Nacht ein Krösus werden, das Paradies auf Erden noch bei Lebzeiten sehen. Damit wird der Boden für kommunistische Psychose, für die Idee der Revolution der Revolution wegen geschaffen, für den fanatischen Aberglauben, daß jeder Umsturz eine Morgenröte sei. Das rasende Tempo beraubt die Geschichte ihres Rhythmus.

Wenn jemand zu Goethes Zeiten eine Reise von Berlin nach London machte, so dauerte diese ein bis zwei Monate und der Betreffende schrieb ein Kapitel in sein Leben, sammelte eine Fülle von Eindrücken, Vorstellungen und Ideen, und erwarb eine Quelle von Erinnerungen, aus denen er jahrelang schöpfen konnte. Darf heutzutage jemand, der mit einem Schnellzuge in einem Schlafwagen in 40 Stunden den Weg zwischen Warschau und Paris zurückgelegt hat, oder gar in 10—12 Stunden mit einem Flugzeug, sagen, daß er eine Vorstellung von Europa gewonnen hat?

Die stets wachsende Beschleunigung des Lebenstempos nimmt immer kompliziertere, fabelhafte, zuweilen groteske Formen an, hinter denen eigentlich viel Blut und Tränen verborgen liegen. So z. B. rühmt sich die Londoner Polizei eines Fortschrittes, der viel zu denken gibt. Das Scottland-Yard besitzt nämlich jetzt eine Anzahl von Kraftwagen, welche speziell für die „Verbrecherjagd" konstruiert und mit allen modernen technischen Mitteln ausgestattet sind. Auch Radiotelegraph- und Radiotelephonstationen haben diese Autos, welche der betreffenden „Jagdpartie" gestatten, während der Jagd mit allen polizeilichen Behörden in einem Umkreis von 189 Meilen in Verbindung zu bleiben. Doch das Köstlichste ist, daß das Polizeiamt gezwungen ist, für diese drahtlosen Verbindungen sich besonderer Chiffres zu bedienen, denn das Jagdwild verfügt auch über Funkenapparate, die ebenfalls auf Autos montiert sind!

So sausen wir dahin, verlieren die Perspektive, den Rhythmus des Lebens, die Vorbedingungen unseres Denkens, Empfindens und Schaffens und entgleisen immer mehr aus den Bahnen der Kultur in die Bahnen der Zivilisation. Gibt es eine Rettung? Können wir dem Zauber des Tempos entrinnen? Ich glaube wohl. Doch davon ein anderes Mal, in einem anderen Zusammenhange.

Dr. ERNST BACMEISTER:

Die Mission des Mittelstandes

99 Thesen für das schaffende Volk

von Dr. Wilhelm und Willy Schlüter

Herausgegeben von Eugen Fabricius im Verlag Oscar Laube, Dresden-A

Zunächst muß festgestellt werden, daß jede Zeile dieses Buches, die Fassung der Thesen eingeschlossen, — also nur die kargen Thesen-Überschriften, wie sie vorne im Verzeichnis beisammen stehn, dazu das Vorwort, ausgenommen — unverkennbar von Willy Schlüter herrührt. Der als Verfasser mitgenannte Dr. Wilhelm mag ein kluger Mann sein, der die Genialität Schlüters unter Gesprächen belebte und durch das Fermat der Standesidee in Gärung bringen half; dieser schöpferischen Gärung überdies durch die Reihe der Thesen-Überschriften einen lockeren Anhalt und dem Ausbruch eine gewisse Richtung gab, die zu erdenken dem erregten Geistessturm seines Freundes keine Muße verblieb. Das so umschriebene Verdienst ist nicht klein; aber es reicht nicht aus, um sich als Mitverfasser eines Werkes zu nennen, dessen Wunderwert auf der völlig beispiellosen Ausdrucksmacht einer in Jahrtausenden einzigartigen Persönlichkeit beruht. Wie kann man sich Mitprophet nennen, wenn man dem Propheten nur gerade die Schuhriemen im Tale bindet, damit er seinen göttlichen Gipfelgang gehe!? — Dieses mußte zuvor bereinigt werden, denn der ehrfurchtsvolle Freudegruß, der sich einem Menschheitsheros zuschwingt, meint nicht zugleich einen klugen Mann.

Im Übrigen kann hier nun wirklich einmal nicht hoch genug mit Worten gegriffen werden, um nur der bloßen Tatsache dieses Weltwunders an denkerischer Schaffensmacht gerecht zu werden, bevor man noch von dem unermeßlichen Wirkungswert des Buches spricht. „Seine Satzgefüge sind nicht sorgsam durchgefeilt", sagt das Vorwort. Überflüssige Bescheidenheit! Diese Satzgefüge stehen, jeder Feile spottend, in diamantener Vollendung da. In einer solchen übermenschlichen

Könnenshöhe, wie Schlüter sie gnadenvoll erfuhr, fehlt man nicht mehr, sondern trifft Mal für Mal, geistgesetzlich ins Schwarze. Unbegreiflich bei dieser Riesenzahl von treffsicheren Sprachgeschossen bleibt nur die unerschöpfliche Spannkraft des Gehirns, das sie in jäher Folge entsandt. Nur! fünf Wochen lang. Dies sind aber ohne Zweifel die mächtigsten und gefährlichsten fünf Wochen, die je ein Mensch ertrug. Dank dieser jähen Schaffensdichtigkeit nun aber auch diese wuchtige Richtungseinheitlichkeit der tausend und abertausend feinzielenden Sätze. In kluger Würdigung der anspruchsvollen Sinnesdichte hat der Herausgeber den Text für das Auge des Lesers durch Einzelnummerierung kleiner und kleinster Sinnesabschnitte auch noch innerhalb der Thesen aufgelockert und ein nachdenkendes Verweilen von Schritt zu Schritt geschickt suggeriert. Dieses Verweilen ist um so notwendiger, weil die Feinkraft des Schlüterschen Denkens unser Gehirn selber erst substanziell verfeinern muß, um darin überhaupt wirksam zu werden. Die Gehirnverfeinerung vollzieht sich bei dem gründlich Willigen durch den Zudrang einer zauberhaft neuen Sprache, die mit der Lockung ihrer überlegenen Griffkraft für innerstes Erleben unmittelbar unser Sprachzentrum zu höherem Vermögen emporreizt und zur Erfassung der neuen Gedanken befähigt. Mit dieser geradezu physiologischen Gehirnbeeinflussung durch unausweichliche Wortgebilde, die sich seine Denkweise in uns erzwingen, ist Schlüter durchaus einzigartig in der ganzen Geschichte der Philosophie. — Aber er ist ja auch kein Philosoph im bisherigen Sinne. Sein „Tatdenken" durchbricht die Abstraktionsschranken, die bisher zwischen dem Leben und dem Denken aufgerichtet waren, strömt mitten durch das Leben selber hin und verwandelt es durch und durch, ohne Einbuße an praktischer Sicherheit und Erdnähe, in himmelzugehörigem Geist.

So kam er mit tiefer Notwendigkeit zu dieser lichten Heiligung des in der Mitte des lebendigen Volkes stehenden Standes, des Mittelstandes. Aber eben nicht die degradierte und entartete „Klasse" oder gar Partei dieses Namens ist mit dem Buche gemeint, sondern die werkadelige Gemeinschaft aller Schaffenden, die durch ihre sinnfällige Tätigkeit in der gesunden Mitte des Daseins gehalten werden und nur noch nicht bewußt genug ihr Veredelungstun am Rohstoff der Welt betrieben haben, um ihren Adel zu begreifen und durch dieses Begreifen in sich selber gegen Entartung sicher zu werden. Hier wird ihnen der göttliche Sinn ihres mittelständischen Berufs aus einer reinigenden Überschau-Höhe dargetan. Wer diese beglückende Höhe erschwingt, sieht sich endgültig in seiner Aufgabe und in seinem Wert, kann nicht

mehr beirrt werden und tritt wesensadelig erst wahrhaft in den „Stand" der Stetigen ein, die ihr alltägliches Tun in naher Endlichkeit mit unendlichen Beziehungen und Folgen gesegnet wissen.

Offenbar also handelt es sich für Schlüter um einen nur erst in der Idee vollkommen vorhandenen Mittelstand. Aber die so denk- und sprachgewaltig mit äußerst prophetischer Leidenschaft ins Licht gestellte Idee wird ihre schöpferische Macht erweisen und der großen Schau die große Verwirklichung nachzwingen Denn an dieser glühend-frommen und zugleich ehern-sachlichen Klarstellung und gottgewollten Lebenshöhe im Menschen kann nun nicht mehr vorbeigelebt werden. Das ist entwicklungsgesetzlich unmöglich. Hier ist der heilige Dom gebaut, in welchem die Menschheit endlich mit ihrem engen Alltag unter ein festliches Weltendach kommt. Sie muß nur noch das Geistesauge gewinnen, um ihn zu sehen. Das aber gewinnt sie durch den Dom selber; denn er ist aus menschenmöglichem Licht gebaut und seine Strahlkraft erschafft sich in uns das innerliche Organ, das ihm gemäß ist.

Ein Dom! — Ein Miteinander der Volkes also im Ausblick dieser Erlösung. Das sei wahrgenommen! — Wir glaubten lange, in unseren stillsten und stolzesten, wohl auch glücklichsten Stunden, daß wir Gottes nur als Einzelne mächtig würden, in einsamer Schau der Weltenschönheit, in heimlichster Versenkung und Offenbarungsinbrunst abseits der Menge. Hier aber ist die Heiligung in der Gemeinschaft als die allein mögliche erwiesen und von der „Urseligkeit im Volksstande" wird gesprochen, die „entbehren können muß, was nichts als nur Glück bringen kann". So werden wir also über unser vermeintlich oberstes Glück noch hinausgerufen.

Und dieser Ruf ist unwiderstehlich. Denn alle Mächte des rhythmischen Wohlklangs und der bildhaften Schönheit vereinigen sich in Schlüters Sprache mit dem Reize der erstaunlichen Neuheit und mit der Gewalt einer Logik, die aus der Mathematik des Lebens selber stammt im Durchgang durch ein in unablässiger Kraftläuterung dämonisch fähig gewordenes Gehirn. Einer Logik, die vom Leben selber schon deshalb nichts unterschlägt, weil sie als Grundbegriff das „Insgesamt" des Lebens, das „Zumal" seiner im Austausch fruchtbaren Gegensätze aufgestellt hat und ihr Ziel in der denkerischen „Totalisition" des seit Jahrtausenden Zerdachten erblickt.

Und dennoch kann dieser prophetische Ruf zur „Urseligkeit" nur von denen wahrhaft verstanden und befolgt werden, die das Keimerlebnis des Schlüterschen Tatdenkens, jenen winzigsten „Bewußtseinsruck" selbständig in sich abzufangen schon erkenntnisfein, „gnostisch", genug geworden sind und in freier „Richtschwebe" des Könnens zu verweilen

vermögen. Denn nur aus dieser „schwebenden Tathaltung", die aus dem Nichts zum All und aus dem All zum Nichts hinüberspielt, senkte sich das Ich frei und bewußt in das Volk ein und erwählt sich in ihm kräftegemäß seinen tätigen und stetigen „Stand".

„Die Mission des Mittelstandes": — vom Titel verführt, werden viele dieses höchstgeistige Buch erwerben, die ihm noch nicht gewachsen sind. Aber von seiner hinreißenden Menschlichkeit erfaßt, werden sie ihre inneren Kräfte bemühen, um zu ihm aufzuwachsen. Wer sollte nicht am reifsten Denken der bisherigen Menschheit teilnehmen wollen, wenn er doch ein Zeitgenosse des Mannes ist, den sich die ewige Allführung zur herrlichsten Offenbarung ihrer selbst erwählt hat? Wer sollte nicht zum „Kernkreis der Erkennenden" gehören, nicht „Licht des Kosmos" sein und „als Organismus zum Mitorganisator des Alls" werden wollen? Wer sollte sich nicht, was es auch koste, so göttlich segnen wollen? — —

Es wird in dem Buche auch noch von großen praktischen Gemeinschaftsunternehmungen gesprochen, insbesondere von einem freiwilligen Arbeitsdienst der Jugend zur Wiederaufrichtung Deutschlands durch eine gesteigerte Verkehrsentfaltung. Diese organisationstechnischen Dinge mögen beurteilt werden von Leuten des praktischen Verstandes. Hier sollte nur der ewigen Werte des Werkes gedacht werden, durch die es unwiderleglich eine Menschheitswende anbahnte. Diese Werte aber müssen von jedem Einzelnen in idealer Bemühung einsam erzwungen werden, damit er sich aus dem Urgrunde seines Ich heraus tiefbewußt in einen Gemeinsamen verwandele und als ein Mittelständiger seines Volkes zugleich ein Mittelständiger der Menschheit werde. Denn, wie Schlüter selber sagt: „Der wahre Mittelstand ist der monumentale Mittelstand der Erkenntnis".

Textproben verwirren nur, wo Schlüters Sprache seiner Denkweise nicht bereits durch breite Einwirkung eines ganzen Werkes (bei allen intelligenten Deutschen sollte es sein grundlegendes „Deutsches Tatdenken" längst geleistet haben) Raum geschafft hat. Sonst möchte man wohl mit einigen Unsterblichkeiten dieses aus feurigem Genie-Äther im Stahlbad der kältesten Logik gedichteten „biokratischen" Stiles aufwarten.

Europäische Reise-Eindrücke

ALFRED HEUER:

Reiseeindrücke aus der Schweiz und aus Italien

Ich habe nicht die Absicht, ein Stimmungsbild von Italien zu entwerfen, ich sehe ab von persönlichen Erlebnissen und möchte lediglich einiges hervorheben, was ich vielleicht in anderem Lichte als andere Reisende gesehen habe. — Wieder wandern wie vor dem Kriege die Deutschen in Scharen über die Alpen, und ich darf wohl hinzufügen, alles erfreuliche Erscheinungen, ich habe keinen einzigen Landsmann getroffen, dessen man sich irgendwie schämen müßte, wohl aber feine Gelehrtenköpfe, junge Leute, denen die Sehnsucht nach dem Süden und der Kunst jenes Landes in den Augen glühte. Und doch schien Italien als Reiseziel vor dem Kriege seine alles überragende Stellung eingebüßt zu haben. Unsere Künstler haben es zuerst gewittert. Den Höhepunkt der Italienbegeisterung im 19. Jahrhundert bedeutete wohl jene Zeit der Deutschrömer, als Böcklin, Feuerbach, Marées, Hildebrandt den größten Teil ihres Lebens in jenem Lande verbrachten. Dann aber kam eine Umstellung; schon die Eindruckskunst hätte schwerlich in diesem Lande des allzugrellen Sonnenscheins und der Lichtüberfülle neue Aufgaben der Darstellung gefunden. Spanien ward schon vor dem Kriege das Neuland, das immer mehr in den Gesichtskreis rückte: Velasquez, der neu entdeckte Greko offenbarten neue Wahrheiten. Die Ausdruckskunst dann vollends wandte sich mehr und mehr nach dem Osten: Barlach fand in Rußland für seine Kunst tiefste Anregung, und dann drang der Blick, seit Jahrhunderten fast starr auf Italien gerichtet, immer weiter gen Osten, nach Indien, China, Japan. Nolde und andere Künstler reisten in die Südsee und erlebten in der Kunst der „Wilden" jene unerhörte Gewalt, jene Frömmigkeit, die ihrem Wesen entsprach. Was aber ist diesen Künstlern noch Italien; wir sind zu sehr überfüttert mit der Kunst der Renaissance; wir verlangen nach stärkeren Reizen.

Gewiß auch heute noch atmet die Landschaft Italiens etwas Ewiges. Unvergeßlich, wenn man die Sonne von den Höhen über Florenz, von Fiesole, oder von den Albanerbergen fern im Meere versinken sieht,

wenn man Bergesnester wie Orvieto schaut, die wie ein Stück Natur aus dem Felsen herausgewachsen zu sein scheinen, wenn man aus den Hallen des Klosters zu Assisi den Blick schweifen läßt über die weite Landschaft des Südens, ein Ausblick, der ähnlich großartig ist wie jener vom Kloster Melk hoch über der Donau. Etwas Ewig-Junges lebt in dieser Natur, etwas, was von den ältesten Zeiten bis zu Goethe hin immer wieder die Menschen gepackt hat. Ein Volk, das in diesem glücklichen Landstrich lebt, muß gesund sein. Und so hat man denn auch das Gefühl, daß in dieser Rasse eine zähe Lebenskraft, in diesen breiten, gedrungenen römischen Gestalten etwas derb Gesundes wohne, was unverwüstlich ist. Hand in Hand mit dieser Gesundheit geht eine Natürlichkeit der Lebensgewohnheiten, von der wir im Norden nur lernen könnten. Freilich hängen aber auch mit solcher Naturnähe Schattenseiten zusammen. Das sind die Tierquälereien, denen man noch immer so oft begegnet. Ein Kind kennt eben meist keine Scheu vor dem Tier, sondern ist grausam.

Und noch eins möchte ich aus dieser so glücklichen Natur ableiten. Die sonnige Klarheit dieser Landschaft, die leichten Lebensbedingungen lassen, ganz im Gegensatz zum Norden, keine schweren Gedanken aufkommen; kein grüblerisches Volk wird dort zu Hause sein. Wenn man solchen Grüblernaturen begegnet, da hat man das Gefühl, daß von Dante bis Michelangelo germanischer Einschlag vorwalte, wie denn ja dem Reisenden, zumal in Norditalien, immer wieder diese Blutmischung auffällt. Vielleicht fühlt man sich in Assisi, in der Stadt des heiligen Franz, mit seiner Inbrunst am meisten an den Norden erinnert.

Was ist denn aber nun eigentlich das Wesentliche dieser Landschaft des Südens? Am Züricher See habe ich zuerst die Veränderung wahrgenommen. Was ist es, fragte ich mich, das, ganz abgesehen von dem Bau der Landschaft, von anderen Häusern, den anderen Pflanzen usw. diese Veränderung im Landschaftsbilde hervorruft, die einen für einen Augenblick beunruhigt, fast erschreckt? Es ist das Überwache, Klare, Grelle der Dinge. Die Durchsichtigkeit der Luft läßt die Dinge greifbar nahe erscheinen, daß es fast den Augen schmerzt. Wie anders als im Norden am Meer, wo alles weich eingebettet ist in Dunst und Nebel, wo ein fortwährend wechselndes Farbenspiel ewig wechselnde Bilder erzeugt. Eine Eindruckskunst wird man in diesen südlichen Gegenden darum vergebens suchen, höchstens in Venedig, das ja von Anfang an eine andere Farbigkeit in seiner Kunst entwickelte. Sonst aber wird die tonige Wirkung von Lokalfarben sicherlich in der italienischen

Kunst, wie man schon aus der Landschaft erraten kann, zu Hause sein. Gerade die neueste Kunst hat dann die Farbe recht eigentlich erst entdeckt. Wenn man aber sein Auge auf diese Kunst der Gegenwart in Italien richtet, so wird man eine große Enttäuschung erleben. Ich spreche an dieser Stelle nicht von der Kunst der Renaissance. Michelangelos Namen wird man nur mit Scheu in den Mund nehmen. Seine Peterskirche wächst ins Ungeheure, ein Urgebirge, das alles überragt. Bis zum Jahre 1800 hatte Italien die Führung in der Kunst. Aber die neue Kunst? Das 19. Jahrhundert hat keine Spur in diesem Lande hinterlassen, es gibt nach 1800 keine Kunst in Italien mehr. Die Überlieferung bricht jäh ab. Italien zehrt von seiner Vergangenheit. Das ist der Unterschied zu früher: Dürer erlebte das Werden der Renaissance als er über die Alpen kam, Goethe schaute mit den Augen Winckelmanns die wiederentdeckte Antike, Jakob Burckhardt hat dann im 19. Jahrhundert den Schatz gehoben. Aber der heutige Reisende wird, wenn er sich nicht mit Antike und Renaissance begnügen will, schmerzlich enttäuscht sein. Wohl besitzt auch Rom auf dem Monte Pinzio seine große Nationalgalerie neuerer Kunst, aber ich habe unter diesen Hunderten von Gemälden kein Werk von bleibendem Wert gefunden. Welch furchtbarer Geschmack, welch grausamer Naturalismus herrscht im heutigen Italien! Welch ein Kitsch! Und das ist der Inhalt des Nationalmuseums eines Volkes, das einstmals eine solche Vergangenheit hatte. Das kleinste Museum bei uns hat wertvollere Werke aus dem 19. Jahrhundert als diese Sammlung des römischen Staates. Zudem, welche Möglichkeit hatte Italien doch, im vergangenen Jahrhundert zu sammeln, da fast alle Maler in jenem Lande schufen. Aber kein Böcklin, kein Feuerbach, keiner der großen Franzosen ist uns begegnet. — Gewiß, auch Italien erlebte in seinen Futuristen Boccioni, Carra, Russolo, Severini eine neue Blüte der Kunst; vor einigen Jahren konnte man ihre Werke in Deutschland ausgestellt sehen, aber in ihrer Heimat scheint man sich nicht sonderlich um sie zu kümmern. Ich habe keine Kunsthandlung getroffen, die den Kampf um die neue Kunst mit jener Entschiedenheit führt, wie die vielen Kunstläden in Deutschland selbst in kleineren Städten. Erst da merkt man, wie leidenschaftlich bei uns eigentlich um das Werdende in der Kunst gekämpft wird. — Einen gleichen Eindruck habe ich von der gesamten Kunst Italiens empfangen; Man sieht keine Bauten von entscheidender Bedeutung. Wie entsetzlich sind doch diese Bahnhöfe in Rom, Florenz, Mailand! Undenkbar erscheint dort ein Bau wie der Bahnhof in Stuttgart, die Stadthalle in Hannover, das Chilehaus in Hamburg. — Auf dem

Nordhang des Kapitols, unmittelbar neben den Bauten Michelangelos, neben dem Forum erhebt sich, die ganze Stadt überragend und so gleichsam ein Gegenstück zu Michelangelos Kuppel bildend, Sacconis mächtiges Denkmal des Königs Viktor Emanuel. Die bedeutendsten Künstler Italiens haben an diesem Werk mitgearbeitet. Wie Zucker so weiß erglänzt es, davon hebt sich, für italienische Augen gewiß sehr wirksam, das Gold desReiterdenkmals ab. Es entspricht an künstlerischem Wert den Gemälden des Nationalmuseums. Zudem zerstört es das ganze Stadtbild. — Nur noch ein Beispiel aus anderem Gebiete möchte ich anführen. Wie oft bleibt man z. B. in Hamburg vor einem jener Kraftwagen stehen, deren kraftgespannte Linien Ausdruck höchster Zweckmäßigkeit und darum vollendeter Schönheit ist. In Mailand wimmelt es von den durch ihre Güte in der ganzen Welt bekannten Fiatwagen, aber ich sah keinen von wirklicher Schönheit des Baues.

Ich spreche es darum ungescheut aus: Italien ist viel Theater, es ist das Land der Gegensätze, neben einer großen Vergangenheit steht eine kleine Gegenwart, und beide lassen sich nicht miteinander vereinen.

Dagegen sprach ich schon von dem frischen Leben nördlich der Alpen. Auf der Rückfahrt sitzt mir ein Schweizer gegenüber; als wir durch den Gotthardtunnel gefahren sind, ruft er aus: „Jetzt dämmerts, jetzt sind wir im deutschen Sprachgebiet!" Mich aber erfaßt eine stolze Freude bei dem Gedanken an jenes mächtige Sprachgebiet vom Gotthard bis zur Königsau. Welch ein Reichtum an Stammeseigenart, welch eine Vielgestalt auch in seiner Kunst! Darüber belehrt mich sogleich das Züricher Kunsthaus und das Museum in Basel. Dieses zeigt eine Ausstellung junger Baseler Künstler, jenes die Segantini- und Hodlerausstellung. Was Italien einem Segantini nicht gab, das hat ihm die Schweiz errichtet, in jenem Segantinimuseum inmitten der Alpenwelt, hoch über St. Moritz. Auch diese Ausstellung zeigt uns Segantines feines Naturempfinden, so daß man entfernt einmal an Millet denken mag, mit dem er sich freilich an Kraft nicht messen kann. Er war kein Künstler, ohne den das 19. Jahrhundert wesentlich ärmer wäre. So tritt sein Wert neben dem Hodlers zurück. Wenn man einstmals aus größerer Entfernung die Kunst der Gegenwart würdigen wird, dann wird man ihn als die zeitlich erste ganz rein hervortretende Erscheinung eben dieser Ausdruckskunst bezeichnen. Er hat im ersten Abschnitt dieser Welle die Kunst großen Stiles, eine Monumentalkunst geschaffen, die eine noch gewaltigere, kommende verkündet. So bedeutet er im Tiefsten für unsere Zeit das, was einstmals ein Signorelli mit seinen Fresken im Dome zu Orvieto für die seine bedeutete.

Der wies in diesen Schöpfungen schon auf Michelangelo hin. Und wie Signorelli, so streift auch Hodler die letzten Dinge.

Hodler — das ist germanische Urkraft, man hört den Marschtritt deutscher Bataillone, der einst auch einen Nietzsche begeisterte. Hodler — das ist Urgewalt wie die Schweizer Berge, wie Tell und Rütli, wie 1813 und 1914 (Vergl. seinen Auszug der Jenenser Studenten in der Universität zu Jena). Darum tut dieser Künstler erst seine volle Wirkung inmitten der Lanzen und Rüstungen, der Schwerter und Fahnen im Landesmuseum Zürich mit seinem mächtigen Rückzug bei Marignano.

Ein neuer Rhythmus des Baues schwingt in seinen Werken, dem sich der Rhythmus der Farbe gesellt. Bezeichnenderweise baut Hodler gern in Kurven, eine sich krümmende Linie sucht nach der Mitte zu ihren Höhepunkt, um dann wieder still sich zu senken, zu verklingen. Das ist die Linie der Unendlichkeit, lebt doch in diesen Bildern die Unendlichkeit des Alls, schwellende Sehnsucht in diesen Wolken, in diesen Bergeskuppen, in diesen Menschen. Wenn wir die Ausdruckskunst der Gegenwart als eine gesteigerte Romantik ansehen können, so wird das an Hodlers Schöpfungen besonders klar.

Nicht in einem Ansturm ist dieses Ziel erreicht, gerade die vielen Zeichnungen machen es deutlich, wie dieser Meister gerungen hat um immer einfacher zu werden, zu jener Einfachheit des Schwures auf die Reformation zu gelangen. Wie in Lionardos Abendmahl in Dreiergruppen, so schwillt auch in diesem Gemälde der Bau nach der Mitte zu an. Dort ist Sturm; während im Abendmahl an jener Stelle Christus ruhig die Bewegung auffängt, wächst sie bei Hodler zu höchster Höhe an — es ist ja der Scheitelpunkt des Halbrundes. Im Einzelnen ist dieser Bau so fest begründet, daß eine kleinste Änderung ihn einstürzen ließe. Dieses Aneinandergebundensein der Teile bis zum Äußersten, wie in der Natur ja auch, kennzeichnet ganz besonders den „Tag".

Wahrlich, welch eine Bereicherung erfuhr die deutsche Kunst von seinen Randgebieten her denn auch. Van Gogh, Munch, die Führer neuerer Kunst, entstammen ihnen. — Eine Ergänzung findet diese Ausstellung in den Gemälden des Baseler Museums, junge verheißungsvolle Künstler schaffen in dieser Stadt, wie Blanchet, Pellegrini, Moilliet und zeigen, daß die Schweiz neben Amiet und Giacometti bedeutende Begabungen aufwachsen sieht. Nur eines ist zu bedauern, daß man die Hodlerausstellung nicht auch im reichsdeutschen Gebiet zeigt, wie umgekehrt die großen deutschen Ausstellungen in die Randgebiete wandern müßten. Erst dann könnte wahr werden, was der Rembrandtdeutsche einst von Holland erhoffte, daß eine gegenseitige Befruchtung

einsetzen würde. Der Blutkreislauf, der jetzt gehemmt ist, würde den Gesamtkörper ganz anders durchbluten können und ein lebhafterer Herzschlag würde die deutsche Kunst in viel höherem Grade in Wallung versetzen. Es wäre Aufgabe des Leiters der Berliner Museen, diesem Gedanken Wirklichkeit zu verleihen.

Ich komme zum Schluß: „O, wie wird mich frieren nach der Sonne Italiens!?" Nein, und abermals nein! O, wie würde mich in der Sonne Italiens frieren nach dem starken Leben, das auf allen Gebieten sich daheim bemerkbar macht. Wie würde mich frieren nach dem frischen Erdgeruch, den Wolken und Winden am Meer.

Deutsche Kulturverleger

RICHARD DREWS:

Eugen Diederichs

An die Spitze aller deutschen Verleger, die sich die Erneuerung der blutleeren Zivilisation zum Ziel setzten, gehört immer noch, trotzdem er in letzter Zeit etwas hinter jüngere Kulturverleger (als Gesamtmasse genommen) zurücktrat, Eugen Diederichs in Jena. Sein Verlag (auf italienischem Boden gegründet; in Florenz, woher der Löwe als Verlagszeichen rührt) hat sich aus kargen Anfängen in stetiger Aufwärtsbewegung heute zu einem großen Unternehmen, auch rein materiell und kaufmännisch betrachtet, entwickelt.

Jeder Verlag, dem es ernstlich um Beachtung und Durchdringen zu tun ist, braucht ein Programm, ein Gerippe. Natürlich darf es, ja, es muß biegsam sein; es lagert sich mancherlei darum wie um einen Kern. Aber im Anfang ist die Idee. Aus der Idee fließt das Programm. Diederichs gründete seinen Verlag in den neunziger Jahren, unter Ausnutzung des erwachenden Individualismus und lebendigen Weltgefühls nach der Verflachung in Rationalismus und Materialismus mit dem Ziel: Kultur der Persönlichkeit. Er stellte bewußt wieder die Persönlichkeit, die Mitte der Schöpfung, in den Mittelpunkt des Verlages. Im Laufe der Zeit erweiterte sich dieses Ziel ganz natürlich und gradlinig; neben die älteren Schriftsteller Spitteler, Bölsche, Hart, Wille, Leopold Weber und die ausländischen Maeterlinck, Ruskin, Jens Peter Jacobsen traten die glühenden Vertreter der Jugendbewegung, inbrünstig auf der Suche nach neuen Idealen und

Küsten. Hinzu trat die Pflege des Volstums, die Wiederbelebung alt-germanischer, alt-nordischer Literatur, dazu gesellten sich, über das Volkstum in die Menschheit hinausgreifend (ein wie schöner deutscher Zug!) die Märchen der Weltliteratur, ein grandioses Sammelwerk. Volkserziehung, Reform des Unterrichts: all das erwuchs organisch aus natürlichen Anfängen. Wynecken und Klatt, bahnbrechende Geister und Reformer auf dem Gebiete des Schulwesens, der Gemeinschaftsschule, sind Autoren des Verlages. Und da hinzu kam, oder lag es nicht vielmehr von Anfang vorgedeutet, eine Neubelebung des Religiösen, vertiefter Frömmigkeit. Mittelalterliche Mystiker, antike Denker und moderne Naturwissenschaftler gaben sich die Hand zu einer neuen Religion. Vertreter aller Richtungen wie Arthur Bonus, Arthur Drews, Carl Jatho, Gottfried Traub, Hermann Kutter kamen hinzu.

Das Werk des Verlegers Diederichs ruht auf festen, tragfähigen Pfeilern; es ist tief verankert im Volksgrund. Mancher gute Kampf wurde gekämpft, manche Bresche geschlagen, manche Schanze gestürmt; nun wird das Erworbene vertieft. Der Verleger ist aus der Offensive zur Verteidigung und Befestigung übergegangen. Das ist kein Zeichen der Erschöpfung, sondern eher der erhöhten Schöpferkraft. Unermeßlich aber ist, was dieser Verleger für deutsche Kultur getan hat und tut.

GEORG SEYDEL:

Gedanken über Sprache und Musik*)

Es ist anregend und liegt nahe, Wort- und Tonsprache mit einander zu vergleichen. Schon das Wort „Tonsprache" weist darauf hin, daß die im sprachlichen Ausdruck wirksamen geistigen Kräfte als die gleichen oder doch ähnliche empfunden worden sind wie die, welche die Wortsprache geschaffen haben, und daß beide Erscheinungen gleichem Zwecke dienen, dem der Mitteilung. Aber vielleicht darf man noch weiter gehen und behaupten, daß die Elemente der Musik in der Sprache aufzudecken sind.

Die geredete Sprache, in der schriftlichen Darstellung meist einfacher als die Musiksprache, vollzieht sich im Nacheinander, im zeitlichen Ablauf. Doch erzeugt das Heben und Senken der Stimme den Tonfall, die Vorstellung einer zweiten Dimension. Das tritt deutlicher zu Tage in den semitischen Sprachen wo, wie beispielsweise in der

*) Anm.: Dieser Aufsatz, wie einige folgende, soll zur Klärung der heutzutage verwilderten Anschauungen über Musik ein Scherflein beitragen.

hebräischen, über und unter dem Text Akzente auftreten, welche als Tonzeichen zu werten sind, ja vermutlich sogar Tonhöhen bezeichnen. Diese Zweidimensionalität kommt noch stärker bei der Notenschrift, dem Niederschlag der Tonsprache, zum Vorschein. Hier wird die zeitliche Aufeinanderfolge der durch Punkte versinnbildlichten Töne mit einer wagerechten Linie ausgedrückt, entsprechend der Zeile in der Schriftsprache. Über und unter ihr tanzen die Notenköpfe und tragen damit die Vorstellung der zweiten Dimension in die Notenschrift und -Sprache sichtbar hinein. Diese Vorstellung erscheint hier aber noch stärker ausgeprägt durch die allmähliche Einführung eines ganzen Systems von Linien mit verschiedenen Schlüsseln. Am deutlichsten tritt uns die Zweidimensionalität der Musik in dem Bilde der Partitur entgegen. Zweierlei zeigt sich damit an: einmal der größere Reichtum an Tonstufen gegenüber der Sprache und damit eine vermehrte Vieldeutigkeit, zugleich aber das größere Bedürfnis für aufklärende Hilfsmittel. Die Sprache ist eine natürliche Mitgift jedes normalen Menschen, die Musik nicht ohne weiteres.

In der Sprache haben wir noch keine Musik im eigentlichen Sinn des Wortes. Indem wir aber die Sprache gebrauchen, befinden wir uns bereits auf dem Wege zu ihr. Denn die Wirkung des gesprochenen Wortes kann gelegentlich eine ähnliche sein, wie die von der Musik ausgehende. Es ist bekannt, daß manchmal der Eigenklang der Sprechstimmen und ihre Modulationsfähigkeit uns so fesseln können, daß wir nicht auf den Inhalt der Rede achten, ja unsere Gesinnung gegen einen Menschen davon beeinflussen lassen. Die Sprache wirkt dann wie ein schönes Instrument und wie Musik rein gefühlsmäßig. Darin macht sich die Tatsache geltend, daß die Sprache an sich anderen Zwecken dienen muß als die Musik. Sie ist von Haus aus nüchterner, dient praktischen Zwecken, die Musik bindet die Seelen stärker aneinander; ihre Wurzeln liegen hinter der Sprache, sind aber zuzeiten zu erkennen. Das stimmt mit der behaupteten Tatsache überein, daß die Sprache Allgemeingut sei, die Musik nicht. Diese Tatsache wird von den modernen Musikerziehern verkannt, die glauben, man brauche nur die Musik in dem Kinde zu erwecken, nun aus ihm musikalische Äußerungen herausbringen. Das ist ein Irrtum: Eine Eigentümlichkeit wohnt jeder Sprache inne. In jeder Sprache kann man, entsprechend den drei Grundarten des Verhaltens im Verkehr mit Mitmenschen, drei Hauptsprechlagen unterscheiden. Der normale Zustand beim Sprechen kann als Gleichgewichtszustand bezeichnet werden. Er ist dann wahrzunehmen, wenn wir etwas ruhig aussagen, etwas mitteilen. Beim

Befehle befinden wir uns in einer Art Angriffszustand. Wenn wir nach etwas fragen, so weichen wir, bildlich gesprochen, hinter die Ausgangsstellung zurück, überlassen das Feld demjenigen, mit dem wir uns unterhalten. Es ist bekannt, daß diese drei Grundeinstellungen den Tonfall unserer Sprache beeinflussen. Wir haben hier mit dem menschlichen Wesen aufs engste verkettete Tatsachen, ewige Gegebenheiten, die sich der Formel und Schablone zwar widersetzen, aber doch unserer Wahrnehmung untrüglich zugänglich sind. Wenn man den Vergleich zwischen Sprache und Musik als verwandten Erscheinungen überhaupt gelten lassen will, so ist die Anerkennung des hier behaupteten Satzes von weitreichender Bedeutung für den Wert der Tonalität.*) In der Tonalität nämlich haben wir die musikalische Entsprechung für diese sprachliche Lebensäußerung. Man versteht unter Tonalität die Beziehung sämtlicher in einem durch Schlüssel und Vorzeichen eindeutig bestimmten Musikstück auf den ersten Ton der zu Grunde liegenden Tonleiter, genauer auf den über diesem Ton errichteten Dreiklang, die Tonika. Sie bezeichnet die Gleichgewichtslage und entspricht der ruhigen Haltung eines sich in schlichter Rede äußernden Menschen. Die Dominante, der fünfte Ton der Tonleiter richtiger der dazugehörige Dreiklang, ist das „herrschende" Prinzip, und bekundet ihre Eigenschaft dadurch, daß sie sich zu einem Vierklang (Septakkord) oder Fünfklang (Nonenakkord) auswachsen kann. Sie gebietet und kennzeichnet die Höhepunkte eines Musikstücks. Die Verwendung der Subdominante des Tons oder des Dreiklangs über dem Ton, der ebensoviel Stufen unterhalb der Tonika liegt wie die Dominante über der Tonika, wäre etwa der zurückweichenden Haltung beim Gebrauch der Fuge zu vergleichen. Der Musiker weiß, daß ihr Lieblingsplatz vor dem Schluß, beim Rückgang in die Gleichgewichtslage ist. Bescheiden weicht der Mensch vor Gottes Allmacht zurück. Und so ist es nicht mehr verwunderlich, wenn sie das besondere Merkmal des Kirchenschlusses (plagalen Schlusses) bei Stücken religiöser Art ausmacht.

Was ist überhaupt Unterhaltung? Ein ewiges Vorpreschen und Zurückweichen vor und hinter die Ruhelage. Ausgang und Ziel ist der Gleichgewichtszustand, wie im Dasein des Menschen die Ruhe im Unendlichen, im Zentrum der Dinge, in Gott. Und ist es anders im Musikstück? Das regelrechte Musikstück beginnt in der Tonika

*) Über das Wesen der Tonalität soll später gesprochen werden. Hier sollen nur Allgemeinbemerkungen gemacht werden.

und schließt mit ihr. Wie sich das Licht, das Leben aus dem einen Zentrum entfaltet, so auch der Kampf der Musik aus der Tonika.*)

Es ist selbstverständlich, daß diese „Höhenlagen" der Rede wie die Stützen der Tonalität nur Fundamente vorstellen können, auf denen der Bau eines Redekampfes wie Tönestreits ruht, daß in unserem seelischen Verhalten, welches diese Fundamente auf geistigem Wege schafft, die allermannigfaltigsten Zwischenstellungen eingenommen werden können, daß plötzliche Zwischenfälle das Kampffeld mit einem Schlage ändern können, daß Mischempfindungen auftreten, von denen wir nicht genau sagen können, in welcher Kampfzone sie ablaufen. So entfaltet sich der Reichtum der Sprache. Wieviel reicher muß dann aber die Musik sein, die, wie bereits zu erkennen ist, der Sprache als Mittel seelischer Mitteilung weit überlegen ist! Und sind wir schon hilflos, die geheimnisvollen Urgründe der Musik, weil sie im Bereiche des Geistes liegen, in unserem gesprochenen Wort mit den Mitteln „exakter" Wissenschaft zu erfassen, um wieviel schwieriger, wenn nicht gar unmöglich muß es sein, sie in der Musik selbst aufzuspüren, es sei denn mit der Sonde unseres empfänglichen Gemüts oder besser noch der Liebe, da sie Keim und Kern unseres Gemütes ist! Vergeblich mühen die Menschen sich bisher ab, die Musik in der Sprache wissenschaftlich zu erfassen. Das zeigt sich am eindrucksvollsten dort, wo wir die Sprache bewußt musikalisch machen wollen, beim Gesang. Es wird von Einsichtigen ohne Widerspruch zugegeben, daß nirgends eine solche Unklarheit herrscht wie bei der Forschung nach dem Wesen des gesungenen Wortes, und daß es daher eine rationale begründete Methode des Gesangs nicht gibt, vielmehr blüht hier das Experiment. Und wo Erfolg ist, stammt er zumeist aus dem Ingenium des glückhaften Sängers oder Gesangslehrers, ist Gabe, Geschenk des Himmels an ein reines Herz, daß die Kunst mit Liebe betreibt. Es handelt sich hier um geistige Vorgänge, und deswegen werden auch die „experimentelle Psychologie" und „phonetische Laboratorien" keine Abhilfe schaffen können, so wertvolle Hilfe sie leisten bei der Erforschung des Muskelspiels, der Atmung und ähnlicher Gegebenheiten. Nehmen wir die vergebliche Liebesmüh auf sprachlichem Gebiete wahr, wieviel hoffnungsloser muß sie gegenüber der von der Sprache „losgelösten" Mitteilungsform, der „absoluten" Musik sein. Können wir uns wirklich einbilden, Musik durch ein physikalisch begründetes Tonsystem umschreiben oder gar erklären,

*) Ein wundervolles Beispiel dafür bietet die Einleitung zu Richard Wagners „Rheingold".

ja sie daraus herleiten zu wollen oder den Wert einer Musik von ihrer Treue gegen diese oder jene musiktheoretische Lehrmeinung abhängig machen zu wollen? Warum ist dann nicht der größte Musiktheoretiker Hugo Riemann, auch der größte Komponist? Warum erklärt dann ein so vorzüglicher Musiker wie Schumann, daß man die Theorie erst wieder vergessen müsse, um komponieren zu können?*)

Alle Mitteilung will Vorgänge in der eigenen Brust anderen zugänglich machen. Das letzte Ziel dabei ist, das Fremde zum sympathischen Mitschwingen zu veranlassen, zum Mitzorn, zum Mitekel, zur Mitliebe, zur Mitfurcht usw. Das will die Rede, das will auch die Musik. Zündet die Rede aber nur dort, wo sie aus dem innersten Herzen quillt, wieviel mehr die absolute Musik, welche des Wortes entraten muß, ja auch keine Gedanken im eigentlichen Sinne mitteilen kann und will, sondern Gefühle. Und in welchem Maße vermag sie das unter gewissen Bedingungen! Ein Kanzelredner kann uns wohl zu Tränen rühren; ein Beethovensches Adagio, vollendet vorgetragen, kann es in höherem Grade. Das Wort des tapferen Hauptmanns kann wohl die schlaffen Glieder der müden Soldaten aufrütteln. Wirksamer als seine Rede und sein Vorbild ist der Klang eines Marschs, der Regimentsmusik.**) Wie oft hat Musik Herzen zusammengeführt, wo das Wort versagte, Tränen gestillt, wo jedes Wort vergeblich gewesen wäre! Wenn Shakespeare die Kraft seiner meisterlich gehandhabten Sprache erschöpft hat, läßt er seine Helden nach Musik rufen. Sie steht also *über* der Rede.

Ja, soll die Rede tiefsten Eindruck machen, so holt sie ihre größere innerlichere Schwester herbei, dann aber muß die Sprache sich erst putzen und schön machen, um nicht gar zu sehr von ihr abzustechen. Sie muß dann selbst *Kunst* werden. Sie hat mehr zu leisten, als die Umgangssprache, die gelegentlich freilich allein schon klangliche Werte enthüllen kann. Wir verlangen gehobene Prosa, ja Poesie. Wesentlich für die Erfüllung dieser Forderung ist das Vorhandensein eines *Rhythmus*, der vermutlich seine letzte Ursache in unserem Pulsschlag hat und wie dieser leisen oder starken

*) Selbstverständlich hat alle empirische Musikwissenschaft, wie etwa Tonphyologie und Akustik ihre Berechtigung. Sie kann aber das *geistige* Wesen der Musik nicht berühren, geschweige erfassen, sondern nur ihre greifbaren Äußerungen. Ein Tonsystem kann hundertmal wissenschaftlich begründet sein und doch wertlos für die Musik. Denn als seelische Erscheinung ist sie nur vom Gefühl zu richten, nicht vom sezierenden Verstande. Daher kämpfen die Atonalisten (worüber später) auch gegen Windmühlen.

**) Die Rechenmeister, die unseren Soldaten die Musik nehmen möchten, nehmen dem Heer ein Stück seiner Kraft und schädigen damit die Sicherheit des Landes.

Schwankungen unterworfen ist, je nach Art und Stärke unserer Gefühle. Wenn ein Mensch diesen Rhythmus, der bei der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeiten sich ebenfalls in festen Formeln nicht ausdrücken läßt, bewußt in den Dienst gewollter Sprache stellt, so ist er Dichter. Ein Dichter ohne Rhythmus ist eben keiner. Und wie der Dichter in Worten, so der Musiker in Tönen. Daher nennt man mit Recht einen Komponisten auch Tondichter. Andererseits tut man Unrecht wenn man den Musiker als Künstler bezeichnet, den Dichter aber nicht als Künstler gelten läßt. Ohne Rhythmen keine Kunst, weder Dichtung, noch Musik, noch bildende Kunst, wie Malerei und Plastik, noch angewandte Kunst, wie die Architektur in all ihren Spielarten.

Es ist deshalb auch Afterkunst, wenn man Dinge wie Puccinis „Ich heiße Mimi, und koch mir selbst das Essen" in Musik setzt. Die Angelegenheit ist zu hausbacken, um einen wirklichen, einen dichterischen Rhythmus zu erzeugen. Wenn Mozart auch meint, daß ein Musiker alles komponieren können müsse, so hat er gewiß damit nicht den Rat gegeben, es zu tun. Ein dichterisch wertloser Text entwertet die Musik ebenso, wie eine schlechte Musik den besten Text umbringen kann. Oder es ist im besten Fall so, daß man wie in Mozarts Zauberflöte den einen Teil einfach überhört. Im Wettbewerb der beiden Künste erscheint die Musik aber in der Regel als die stärkere.*) Denn sie ist die Macht, die noch stärker im Geistigen wurzelt, als die zumeist nützlichen Zwecken dienende und dadurch sehr häufig herabgewürdigte, verelendete Sprache. Darum erscheint es als doppelter Frevel, wenn sie der entarteten Operette, dem „auf tänzerische Grundlage gestellten Theater", den Schmutzereien der Filme und gewisser „moderner" Musikdramen Vorspanndienste leisten soll. Und jeder, der dieser Erniedrigung der Musik durch den Besuch von dergleichen entweihenden Unterhaltungen Vorschub leistet, frevelt mit gegen den Geist, dem die Musik entstammt und der nichts verlangt, als ein reines, empfängliches Herz. Man kann mit allerhand angelesenen, unklaren Theorien ausgerüstet ins Konzert oder Theater einrücken. Man wird ebenso unwissend wieder herauskommen, wenn man nicht gelernt hat, mit dem Herzen zu lauschen. Heute ist es oft nötiger, bei der Heimkehr zu fragen, was uns selbst fehlt, als was der Musik fehlt. Der Musik fehlt nur darum heute vielfach der gute Geist, weil er uns selbst fehlt. Haben wir den guten Geist, so wird ihn auch die Musik

*) Darum sollte man wieder davon abkommen, veraltete Texte, z. B. zu Händel und Bach, umdichten zu wollen. Man lasse sich von der Musik sagen, was der Ton aussprechen will.

wieder haben. Der gute Geist in der Welt stirbt nicht; er kann nicht sterben. Denn seine Art ist Leben, darum ist er allen abgestandenen Deszendenztheorien zum Spott, auch in der Musik noch lebendig, nicht nur in der alten, aber nicht jeder hört ihn, nicht jeder vermag ihn zu hören. Und zieht er sich zurück, weil die Menschen von heute nichts von ihm wissen wollen, der reine Geist hat die Kraft, sich selbst zu erneuern, und er wird sich erneuern in der guten Musik, in der deutschen Musik von morgen. — Was das sei? Davon ein anderes Mal! Für heute nur, wodurch gute Musik von schlechter zu unterscheiden sei; an dem woran edle von gemeiner Sprache zu unterscheiden ist. Und darüber befrage jeder sein Herz.

RICHARD DREWS:

Ein Wort über Frans Masereel

Neben dem Gipfel zeitgenössischen Expressionismus, neben Barlach nimmt ein anderer Künstler, dessen Schaffensradius allerdings nicht so weit reicht wie Barlachs, immer entschiedenere Umrisse an: das ist der junge Frans Masereel, deutsch-vlämischen Geblüts, ein Meister des Holzschnitts und der Zeichnung. Er vertritt einen geläuterten Expressionismus, der deshalb aber den wildesten Schöpfungen der Kindheit dieser Kunstrichtung an Ursprünglichkeit nicht nachgibt.

Ich sehe seine Stärke neben der für einen Künstler seines Ranges selbstverständlichen sicheren Beherrschung des Technischen in der symbolhaften Größe, zu der er das Geringste zu steigern vermag. Nehmt etwa diesen Redner, wie er vornübergebeugt, mit den langen dünnen Fingern seiner Rechten in seine Mähne greifend, die Linke in den Tisch gekrallt, in mächtig ausholenden Gebärde förmlich die Masse überflutet, die ihm zuhört. Er verkörpert in einer unbedingten Einmaligkeit das Demagogische, den dämonisch-aufgewühlten und aufwühlenden Volksredner. Und alles ist Fluß, ist Rhythmus, ist Bewegung. Dieser Redner lebt, mit einer fiebrigen Nervosität; er trägt in den Linien seines Körpers die Unrast der modernen Weltstadt, die ihn ans Ufer spie. Es ist etwas Tierisches in dem Gesichtsausdruck, in diesen gespannten Nüstern, diesem aufgerissenen Mund. Und doch liegt etwas von göttlicher Erleuchtung in seinem Antlitz. Er ist hin- und hergerissen zwischen Sternbild und Gasse, wie jeder Redner. Die Menschen ducken sich unter dem Anhieb seiner wie Pranken eines Raubtiers niedersausenden Worte. Das sind wirbelnde sausende,

wogende Worte, Wortfetzen, Worthämmer, Wortpfeile. Es ist nicht ein Redner, der da Gestalt gewann, es ist der Redner. Denn Masereel steigert alles ins Symbolische; Einmalig-Schicksalhafte.

Oder nehmt diese Zeichnung: L'écrasé, der Überfahrene. Wie da die Schmerzgebärde eines Überfahrenen sich hinter dem grausamen Fahrzeug zu wilder Gewalt aufrichtet und aufreckt, wie auf auseinandergezerrtem, garstig ausgewalztem Leib ein Kopf aufsteht, ein Gesicht von einer Maßlosigkeit des Schmerzes, die körperliche Pein hervorruft. Man hört den Aufschrei zu Tode gequälter Kreatur in der Anspannung dieser unter der Leidensgewalt vertierten Züge. Die Hände stemmen sich schmerzhaft auf den Boden auf, ein Hals wächst ins Turmhafte und auf diesem Hals wuchert ein Schädel, ein zum Schrei geöffneter Mund, Augen, entsetzensweit geöffnet, eine Stirn, von grotesken Falten und Fältchen durchzogen, Haare, kerzengerade gesträubt. Und aus diesem nicht mehr menschlichen Gesicht, aus diesem Leid an sich, quellen, tropfen, nein stürzen Blutstropfen (oder sind es Tränen oder Angstschweiß) tannzapfengroß und ungeheuerlich. Und um diesen Schädel und um diesen Hals bläht sich eine Wolke, eine gewaltige Wolke aus Dampf, Gas, Verzweiflung, Angst, Lähmung wie ein Heiligenschein und steigert das Ganze in wahrhaft metaphysische Bereiche. Im Hintergrunde aber stehen sie, die unfreiwillig-freiwillige Zuschauer wurden, heben die Hände, recken die Hälse, verstopfen sich mit ihren Knöcheln die Windungen des Ohres, wollen retten, warnen, zurückhalten; doch das Unglück ist schon geschehen. Ihre Gebärde ist im Sekunden-Schreck erstarrt, sie stehen wie beschwörende Priester. Das ist Masereel, der gewaltigste Zeichner und Holzschitzer unserer Tage.

Und dann seine Bilder-, seine Holzschnittfolgen, darunter der gewaltige Zyklus „Die Sonne", faustisch im verwegensten, im aktuellsten Sinne; denoch tief mystisch verankert. Masereel ist die Wiedergeburt Fausti; in diesem schmächtigen Künstler haust eine dämonische Begabung. Er leidet an seinen Gesichten wie kaum ein zweiter und er zwingt sie in Gestalt durch einen ungeheuren Aufwand von Genie und Besessenheit.

HOLLÄNDISCHE MÜHLE MIT SÄGEWERK. Holzschnitt v. Gerd Schniewind

Mit Genehmigung des Dürer-Verlag Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf

WALTER HANS GIESE: Asphaltstrophen

Betrunkner gröhlt ein Heimatlied,
das über Asphaltfläche flieht.
Zu seinen Füßen schwankt und schwillt
im Regennaß sein Spiegelbild.

Die Häuser sind sich nah gerückt,
fröstelnd und naß und wie gedrückt,
Schutzwall gen Dämmer, Sturm und Wind,
die wachsam und geschäftig sind

Ein Fenster tut sich knackend auf;
ein Hündchen bellt zum Mond hinauf,
der blaß, verwaschen, krumm und knapp.
Der Himmel lastet schwer herab.

Ich taste mich mit dumpfem Sinn
durch menschenleere Gassen hin
und fühle vieler Fenster Wacht
fast wie Verfolgung durch die Nacht.

Viel hartes Wort, viel roter Schrei
betasten mich, fliehn mir vorbei.
Ich fühle grauer Qualen Wucht
hinter verhängter Fenster Flucht.

In diesen Winden brandet schwer
der Leidenschaften wildes Meer,
Verrat und Haß durch Vorhangschlitz
und kaum verborgenen Dolches Blitz.

Weiß flackert runder Frauenarm
kurz auf. Die Nacht scheint plötzlich warm.
Von heißem Leibe streicht vielleicht
die Hand das Bett, das willig weicht.

Von fremdem Schicksal angefüllt,
das durch die stumme Nacht ächzt, brüllt,
irr ich, mir selber fremd, straßab.
Der Mond versank ins Wolkengrab.

Schon stellt sich farblos grauer Schein
als erste Morgenbotschaft ein.
Unsinnig kräht ein Hahn und kräht.
Die Weckuhr schrillt. Die Nacht vergeht.

Betrunkner fand noch nicht nach Haus,
ruht sich am Kandelaber aus
Die späte Dirne steigt vorbei;
Im Hausflur küssen sich noch zwei.

Ich trabe mit verstörtem Sinn
durch meiner Heimat Straßen hin.
Von meinen blassen Lippen flieht
ein müdes trübes Asphaltlied. . .

HARTMUT PIPER:

Die Demokratisierung der Sprache

Die völkische (phylogenetische) wie die individuelle (ontogenetische) Entwicklung äußert sich durch entsprechende Wandlungen der Sprache wie aller übrigen Lebensfunktionen. Daß mit dem Heranreifen des Einzelmenschen auch dessen Sprache immer reifer und reicher, gewandter und abgeschliffener, schöner und klarer wird, erlebt und empfindet jeder an sich selbst, sowie an seinen Eltern und Kindern. Die Sprach- und Stilentwicklung ist daher ein entsprechend wichtiger Gegenstand des Schulunterrichts. Entsprechend entwickelt sich die Sprache im Lebenslauf der Völker nach folgenden sprachphilosophischen Grundregeln.

Schon Jakob Grimm unterschied drei Hauptstufen der Sprachentwicklung als Laub, Blüte und Frucht, d. h. als Jugend, Reife und Alter der Volkssprache. Die Sprache der Urzeit entspricht zuerst dem Lallen und Schreien, dann dem Plappern und Plaudern der Kinder. Wie diese, geben auch die Naturkinder ihren Empfindungen noch mehr durch feinere Abstufung von Naturlauten, als durch artikuliertes Sprechen Ausdruck. Auch dieses ist noch entsprechend melodisch, anschaulich und lebhaft, weitschweifig und unstetig, haltlos und regellos, von naiven Impulsen, subjektiven Stimmungen und „expressionistischer" Urwüchsigkeit beherrscht, mit üppiger, gedrängter und sich überstürzender Fülle einsilbiger, isolierter, sinnlich-anschaulicher Wurzelworte. Die dunkle Tiefe und gärende Leidenschaft des geistigen Inhalts ringt noch mit dem Stoff und der sprachlichen wie künstlerischen Ausdrucksform und gelangt daher erst in groben, einfachen Formen zu symbolischer Andeutung.

Mit der allgemeinen Kultur der kindlichen Völker wie Individuen reift auch ihre Sprache heran. Die Laute werden einerseits durch schärfere, vollere Betonung geschlossener, andererseits durch Einführung von Misch- und Zwischenlauten mannigfaltiger. Die Worte werden durch verschiedene Zusammensetzung, Verschmelzung und Beugung vervielfältigt, verwandelt und geordnet. Haupt- und Nebenworte werden verschieden betont und zu neuen vielsilbigen Worten verschmolzen, besonders dadurch daß die Nebenworte, mehr oder weniger verkümmert und abgeschwächt, als Flexionsendungen an die Hauptworte heranwachsen und steuerartig deren Stellung im Satzbau lenken. Letzterer wird reicher und kunstvoller gegliedert, verschlungen und abgestuft. So wird die Sprache immer ausdrucksvoller, geschmeidiger und gedankenreicher. Sie schwingt sich nun besonders mit Hilfe

gleichmäßiger und abgestufter Rhythmik auch zu höherer dichterischer Kraft, Schönheit und Stimmungsgewalt empor.

Solange die Volkssprache zur Wiedergabe tieferer Gefühle, höherer Gedanken und festerer Überlieferungen noch zu roh und ungefüge ist, gebrauchen besonders die geistlichen Väter und Lehrer des kindlichen Volks als Organ ihrer Dichtung und Wissenschaft noch die höher entwickelte Sprache einer älteren Mutterkultur. Als solche Gelehrtensprache dient den Germanen die lateinische Sprache, wie den Indern das Sanskrit, den Persern die Zendsprache und den Japanern die chinesische Sprache. Durch solche besondere Gelehrtensprache wird das kindlich-unreife Volk auch noch planmäßig in Unkenntnis und mystischem Respekt gegenüber der höheren Kultur von seinen patriarchalischen Erziehern, besonders den Priestern, gehalten, ebenso wie die Eltern und Lehrer ihre reifere Lebensweisheit den Kindern noch nicht unbeschränkt enthüllen. Doch ist auch die Sprache und Kultur dieser geistigen Führerschicht gegenüber der im Völkerchaos begrabenen Mutterkultur bereits barbarisiert, z. B. das sogenannte Mittellatein. Aus dieser Gelehrtensprache dringen ferner fortgesetzt Elemente in die Volkssprache hinein und tragen dadurch zu deren Bereicherung und Verfeinerung bei. Endlich übersetzen die priesterlichen wie elterlichen Erzieher in freier Bearbeitung einerseits in ihre Gelehrtensprache Volksdichtungen, wie Eckehard das Waltharilied, andererseits auch in die Volks- bezw. Kindersprache geistliche und altklassische Werke, die für das ungebildete Volk verständlich und zu dessen Weiterbildung und Beeinflussung, Zähmung und Erziehung seinen priesterlichen Erziehern dienlich und nötig sind; diesen Zweck verfolgen z. B. im Altdeutschen der Heliand, Otfrieds Evangelienbuch und Notkers Schriften. So unterliegen beide Sprachen fortgesetzter Wechselwirkung und Angleichung. Die kindlichen Völker können nur durch solche Einflüsse und Lehren der Elternkulturen, wie die Kinder nur durch Einflüsse und Lehren der Eltern zu höherer Kultur erzogen werden.

Dem hochfliegenden Idealismus der aristokratischen, adlig-ritterlichen Oberschicht, welche in dem jungen Volk nächst der Geistlichkeit zuerst zu höherer geistiger Kultur heranreift, genügt nicht mehr die tote Gelehrtensprache der Priester, aber auch noch nicht die bereits verfeinerte lebende Volkssprache allein. Er ergänzt sie daher vielfach durch Fremdworte aus einer schon fortgeschritteneren Schwestersprache, ebenso wie die heranwachsenden Kinder in ihren Flegel- und Tölpeljahren auch sprachlich nicht mehr ihren Eltern und Lehrern, sondern ihren älteren Geschwistern und Kameraden nacheifern. So entlehnt

die höfische Dichtung des deutschen Mittelalters mit ihren Stoffen auch viele Worte von Frankreich Zugleich schließt sich hierdurch diese kunstvolle Adelssprache von der urwüchsigen Volkssprache, wie überhaupt der Adel vom Volk, planmäßig aristokratisch ab, zumal das Nationalbewußtsein in dieser Völkerjugend noch ganz zurücktritt hinter dem internationalen ritterlichen Standesbewußtsein. Mit dem Ritterstand verfällt dann gegen Ende des Mittelalters auch diese Adelssprache.

Neben diesem Geburtsadel entwickelt sich ferner aus dem Priesteradel ein Gelehrtenadel, der sich ebenfalls besonders aus Fremdworten als Fachausdrücken eine dem Volk möglichst unverständliche, also aristokratisch-abgeschlossene, und zugleich möglichst prägnante, also hochgezüchtete Fachsprache bildet. Denn jedes als Fachausdruck eingeführte Fremdwort hat in der Gelehrtensprache nur die besondere, scharf zugespitzte Bedeutung des Fachworts, im Gegensatz zu der allgemeinen Bedeutung seiner Übersetzung in die Volkssprache. Man kann z. B. unempfindlich gegen Reize jeder Art, aber immun nach dem medizinischen Sprachgebrauch nur gegen Krankheiten sein Ebenso können Gegenstände jeder Art übertragen, aber nur Forderungen im juristischen Sinne zediert werden.

Allmählich dringen Bildung und Kultur und mit ihnen auch die aufgenommenen Fremdworte in immer tiefere und breitere Volksschichten. Durch solche Überfremdung entartet und verwildert zunächst die Volkssprache, wie in Deutschland besonders in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, der Deutschland auch mit fremden Volks- und Soldatensprachen überflutet. Eine entsprechende Sprachverwilderung charakterisiert die Schüler- und Studentensprache. Andererseits bereichert und verfeinert sich die Volkssprache auch durch Assimilation vieler Fremdworte als Lehnworte und wächst dadurch mehr und mehr selbst zur reifen Kultursprache heran, welche die strengste Regelmäßigkeit der grammatischen Wort- und Satzkonstruktion mit der freiesten Ungebundenheit des sprachlichen Gefühls- und Gedankenausdrucks harmonisch verbindet. So entsteht die geschmeidige, zugleich sinnlich-anschauliche und begrifflich-klare Sprache der klassischen Dichtung, Philosophie und Wissenschaft mit ihrer Kraft und Gewalt des Ausdrucks und ihrer Mannigfaltigkeit an vielsilbigen flektierten Begriffen. Auch die Flektionen werden jedoch immer mehr als Hemmungen empfunden, verstümmelt und durch reichere und freiere vermittelnde Partikeln, Präpositionen und Hilfsworte ersetzt, welche die Grammatik durch feste Regeln in feinste Harmonie mit der Logik bringen und einer klar abgestuften begrifflichen Systematik dienen, wie die Kultur der Volksreife auf allen Gebieten von der kritischen Feststellung allgemeiner Beziehungen und

Gesetze beherrscht wird. So wird der geistige Inhalt von der Sprache, wie der Kunst und Wissenschaft der Vollreife mit sicherer Meisterschaft geformt und versinnlicht.

Die Volkssprache reift damit, wie das Volk überhaupt, auch zum nationalen Selbstbewußtsein heran. Das Volk fühlt sich nun als mündig, will alles selbst erkennen, beurteilen und bestimmen und schüttelt daher seine sprachliche wie politische Bevormundung durch die aristokratische Oberschicht des Geburts- und Geistesadels mit seiner großenteils fremdsprachlichen, dem Volk unverständlichen Gesellschafts- und Gelehrtensprache immer mehr ab. Die Sprache soll nun möglichst fremdwortrein sein, um einerseits als echt vaterländisch, d. h. national, andererseits als allgemeinverständlich, d. h. demokratisch, zu erscheinen. Mit derselben sorgfältigen, strengen und unduldsamen Auslese, mit welcher früher von der Aristokratie eine höfisch-zierliche, fremdwortreiche Kunstsprache gepflegt wurde, wird daher nun von der Demokratie eine volkstümlich-schlichte, fremdwortreine Natursprache gepflegt. Zugleich wird die Sprache von der Laxheit der Vulgärsprache immer mehr durchsetzt durch Trübung der Aussprache, Verschlucken und Verschmelzen von Lauten und Telegrammstil. Hierdurch wird die Sprache aber auch wieder um neue Misch- und Zwischenbildungen bereichert. Durch feinere Abschleifungen, Abkürzungen und Andeutungen wird die Sprache immer ausdrucksfähiger und malerischer, raffinierter und bequemer, allerdings auf Kosten ihrer herben Jugendkraft, ihrer frischen Ursprünglichkeit und ihrer strengen Klarheit.

Gegenüber diesen demokratischen Bestrebungen schließt sich die alte Aristokratie zunächst nur um so starrer auch sprachlich ab durch Überwucherung volksfremder Bestandteile bis zur schlimmsten Sprachverwilderung oder bis zur Bevorzugung einer fremden Sprache als Adels-, Diplomaten- oder Gelehrtensprache, wie im Zeitalter des Absolutismus. Entsprechend heftig ist dann aber auch die nationale und demokratische Reaktion, welche in der Sprache wie in der Politik immer mehr die Oberhand gewinnt. Auch die höfisch-aristokratische Französelei und die puristisch-demokratische Deutschtümelei sind demnach entgegengesetzt-extreme, konkurrierende Zeit- und Modeströmungen, welche, wie Aristokratie und Demokratie überhaupt, auch z. B. im Ritter- und Volksheer, einander als natürliche Symptone und Parolen verschiedener Bildungs- und Kulturstufen, d. h. verschiedener Altersstufen im Völkerleben bekämpfen und verdrängen.

Jede Demokratisierung führt allmählich zur Nivellierung und Verwässerung, auch sprachlich. Reichtum und Schönheit der Volkssprache gewinnen zwar durch maßvolle Sprachreinigung, verlieren aber

durch übertriebenen Purismus, besonders an synonymer Feinheit und Prägnanz. Denn die Fremdworte, welche nur mit ihrer fein beseelten Nüancierung oder prägnanten Fachbedeutung als Bestandteile der Volkssprache eingeführt und gebraucht wurden, werden nun ersetzt durch ihre deutschen Übersetzungen, denen diese spezifisische, prägnante Bedeutung und Beseelung fehlt. Auch die gesellschaftliche und wissenschaftliche Hochzucht und Konzentration wird schon unwillkürlich durch eine gewählte, erhabene und ungewöhnliche Sprache begeistert, angespornt und gesteigert, dagegen durch eine ungezwungene, vulgäre und gewöhnliche Sprache ernüchtert, gehemmt und zerstreut. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist allerdings auch in sprachlicher Hinsicht nur ein Schritt. Wenn aber infolge des herrschenden Purismus den jetzigen Primanern und Studenten viele Fremdworte unverständlich sind, welche wir in ihrem Alter noch völlig beherrschten, so bedeutet dies immerhin auch eine Herabsetzung und Verwässerung der „höheren" d. h. eben aristokratischen Bildung.

Zur Sprachreinheit bekennt sich deshalb auch am meisten die sogenannte schöne Literatur, welche den Hauptwert auf einen schönen, anschaulich-abgefeilten und volkstümlichen Stil legt, dagegen am wenigsten die Philosophie, welche den Hauptwert auf einen prägnanten, begrifflich-zugespitzten und fachtechnischen Stil legt. Je prägnanter, scharfsinniger ein Schriftsteller, besonders ein Philosoph, schreibt, desto mehr Fremdworte benutzt er, und umgekehrt. Unter den Philosophen gebraucht daher Kant besonders viele, Hegel schon weniger und Schopenhauer noch weniger Fremdworte. Am feinsten betätigt Nietzsche mit seinem genialen Sprachgefühl diese Unterscheidung, indem er z. B. als Denker in seinen philosophischen Betrachtungen über den „Willen zur Macht" viele, dagegen als Dichter in den prophetischen Reden seines „Zarathustra" überhaupt keine Fremdworte braucht.

Mit der Nivellierung geht die Verschmelzung und Ausbreitung der Sprachen Hand in Hand. Wie die mittelalterlichen Kleinstaaten zu Großstaaten und diese weiter zu Weltreichen, so verschmelzen auch die mittelalterlichen Dialekte zu Volkssprachen und diese weiter zu Weltsprachen; denn die Beseitigung der Staats- und Verkehrsgrenzen hat stets eine Verschmelzung der Sprachen zur Folge. Das Hochdeutsche hat daher mehr und mehr die deutschen Dialekte verdrängt und wird mit der Bildung größererStaatengemeinschaften auch in immer weiteremUmkreis die Randsprachen, zunächst in Holland,Dänemark und der Schweiz, aufsaugen.

Die Sprache des alternden Volkes, z. B. des römischen Weltreichs, ist nüchtern, abgeklärt und gemessen, gedrängt und stetig, von

sicherer Technik und festen Regeln, sowie von sentimentalen Überlegungen, objektiven Erwägungen und „impressionistischer" Feinheit beherrscht. Mit dem greisenhaft-hinsiechenden Kulturvolk degeneriert dann auch seine Sprache immer mehr zur kraft- und haltlosen, teils verwaschenen und verrotteten, teils vertrockneten und verknöcherten, von eindringenden und überwuchernden Barbarenlauten durchsetzten Weltsprache, deren künstlicher Vorläufer das Esperanto ist. Die zunehmende Erschlaffung und Verödung des geistigen Inhalts wird zunächst noch verdeckt durch äußeren Reichtum, bestrickende Technik, verwirrrende Mannigfaltigkeit und blendende Eleganz der Formen. Mit der spätrömischen Barockkunst wird dann auch die überbildete Schriftsprache mit technischem Raffinement verkünstelt, schwülstig und pikant, überladen, übergelehrt und überhöflich. Sie verfällt haltlos bald in Altertümelei, bald in Volkstümelei und versinkt immer mehr in dem Sprachenchaos, der vulgären Mischsprache des Völkerchaos, aus dem dann allmählich die Tochterkulturen und ihre Sprachen sich entwickeln.

Es wird die Zukunftsaufgabe von Philologen mit dem sprachlichen Feingefühl und Spürsinn eines Gundolf sein, wie im Leben eines Goethe, so auch im Leben eines Volkes dieselben allmählichen Stilwandlungen der Sprache wie der gleichzeitigen bildenden Kunst und Philosophie im einzelnen nachzuweisen, z. B. romanische Wucht, im Heldenlied, gotischen Schwung in der Ritterpoesie und scholastische Spitzfindigkeit in der Mönchsprosa; ferner klassische Einfachheit, barocken Schwulst und rokokohafte Empfindsamkeit; weiter kritizistischen Scharfsinn, romantische Verworrenheit und naturalistische Nüchternheit; endlich auch impressionistische Sensibilität und expressionistische Impulsivität.

DER KAKTEENZÜCHTER

Mit Recht fragt man: Was ist Gats?

Gats ist diesmal kein neuer Tanz, auch keine neue Mode, auch kein neues Magazin, sondern ein Drama von Georg Kaiser. Nanu, sagen Sie, das muß ein Versehen sein, Sie kennten nur Gas, Gas ohne t. Jawohl, das ist der Titel des alten Dramas; aber Kaiser ist für Urworte. Er schiebt ein kleines t ein und schon hat er einen blitznagelneuen Titel. Auf diese Weise ensteht ein neues Drama. Das nächste Drama wird Grats, das übernächste wahrscheinlich Gratis heißen. Und wie wäre es mit einem anderen: Von Morgens bis Mitternats? Von Hans Sachs bis Ringelnatz; Und mit einer neuen Schreibung von Jazz-Jats? Aus Masdasnan (beziehungsweise Laß das man) würde Matsdatsnan. Nette Perspektiven. , . .

Aber Eugen Rentsch geht denn doch etwas zu weit

wenn auch nur auf seinen Verlagsprospekt: auf dem es von Gotthelff heißt, daß neben ihm „verblassen die Hölderlin, Jean Paul und Gottfried Keller ganz und gar. Sogar Balzac, Dostojewski und Flaubert müssen zurückweichen . . . " Nanu, wieso? „Jeremias Gotthelff in Ehren, aber Dostojewski kann niemand verwehren" oder „Eine Behauptung kommt selten allein" oder „Man muß aus Gotthelff keinen Elefanten machen" Nebenbei: Gotthelff und Hölderlin. Hölderlin als Epiker? Wo liegt hier die Vergleichsebene? Entsprang wohl mehr dem Kitzel, auch die Bekanntschaft mit Hölderlin vor der Öffentlichkeit zu zeigen. Aber trösten wir uns: Verlagsprospekte machen noch keine Literaturgeschichte.

Die Tarzan-Greuel aber

nehmen immer noch kein Ende. Jetzt ist der Streit um den Wert oder Unwert dieser in Karl Mays Schatten aufgewachsenen literarischen Orchideen ins Börsenblatt des deutschen Buchhandels gelangt, wo nun das Geseires über Burrough als Deutschenfreund oder Deutschenfresser, über Kitsch oder Kunst kein Ende nehmen will. Der Verlag legt sich mächtig ins Zeug, um das Ansehen dieses ertragreichen Autors zu retten, operiert mit Hunderten von Beweisgründen, Urteilen, Zitaten, Autoritäten. Im Grunde aber ist das alles vergebliche Liebesmüh; das Schicksal, das weiteren Bänden dieser Serie droht, nämlich gleichgültige Aufnahme bei einem mit dieser Sorte Romanen doch überfütterten Publikum, ist nicht mehr aufzuhalten. Einstens wird eine bessere Generation, die nach uns kommt, diese Tarzanschinken als Kulturdokument im Museum zeigen zum Beweis der ungeheuren Geschmacksverirrung die unsere Zeit erfaßt hat.

Sarah Bernhards seelenvollen Augenaufschlag

im Bilde festgehalten zu haben, darf man der Firma Ullstein als neuestes Verdienst anrechnen. Siehe Uhu - Märznummer, wo eine überlebensgroße Photographie das Auge dieser großen Tragödin (die im Leben eine große Komödiantin war) wiedergibt. Doch was darunter am Nasenbein klebt, das sind künstliche Tränen, Glyzerintränen, wie der darunter stehende Text lehrt.

BÜCHERSTUBE

WILHELM SCHÄFER: Die deutsche Judenfrage. Preis broschiert Mk. —.90 (Georg Müller, München). Diese kleine Schrift, ein Sonderdruck aus einer größeren Aufsatzreihe: Der deutsche Gott, ist eine sachliche, redliche Auseinandersetzung mit dem Judentum. Schäfers scharfe Intelligenz läßt sich durch Tag und Tagesgeschrei nicht beirren, gerade das macht den Vorzug dieser Schrift aus. Er kommt schließlich, nachdem er alle Spielarten heftig befehdeten Judentums vorgeführt und die Gründe seiner Gegner zerpflückt hat zu der einen

Folgerung: Wirklich gefährlich ist der Jude nur in seinen Hang zum Internationalen, zum Auflösend-Zivilisatorischen. Und dieser Typ muß bekämpft werden, aber nicht mit Gift und Galle, sondern mit den ehrlichen Waffen des um sein Volkstum besorgten Deutschen. R. Drews

* * *

RUDOLF PAULSEN: Die hohe heilige Verwandlung. (H. Haessel, Verlag, Leipzig.) Dieser schmale Gedichtband, der dritte Band einer Triologie mit dem Obertitel „Die Meduse", zeugt wieder für das starke Talent des Lyrikers Rudolf Paulsen, den abstempelungswütige Literaten mit dem modischen Ausdruck „Der kosmische Dichter" belegt haben. Diese Bezeichnung ist zu eng, als daß sie einem so überragenden Dichter gerecht werden könnte. Paulsens Sprache ist Musik; seine Gedanken entquellen einer in unserer rationalen Zeit seltenen, gläubigen Mystik. Manche seiner Gedichte heben sich zu den steilen Höhen ganz großer Lyriker. R. Drews

* * *

H. F. CHRISTIANS: Der wehende Gott. (H. Haessel, Verlag, Leipzig.) An diesem Gedichtband ist eins zu bedauern: daß er zu umfangreich ist. Manches Stück hätte zuchtvolle Selbstkritik ausmerzen müssen, das jetzt besseren den Weg zum Herzen des Lesers versperrt. 177 Seiten reichen für einen Roman, für einen Band Lyrik ist das zuviel. Unser modernes Zeitgefühl sträubt sich gegen solche Länge. Es ist manches Gedicht von lyrischer Süße drin, das man nicht in die Nachbarschaft halbgelungener Gebilde wünschte, wie es hier der Fall ist. Es ist zu befürchten, daß Christians, der das Zeug zum Dichter hat, an dieser Kritiklosigkeit zugrundegeht. Was wollen zudem die Gedichte seiner Frau und seine Kriegslyrik in dem Bande; sie wirken störend in einem nach dem Titel zu fordernden geschlossenen Zyclus. Oder soll das ganze eine Anthologie sein? R Drews

* * *

Die Mission des Mittelstandes wünschen wir in jedes Deutschen Hand, der das dunkle Gefühl einer Zeitwende hat, aber noch nicht den letzten Durchbruch zur Klarheit und zum Bewußtsein der Sendung jedes Einzelnen erlebte. Dies Buch wird ihn aufrütteln aus seinem tatlosen Hindämmern: es wird wie Posaunenstoß in seine Ohren dringen. Dies Buch ist kein Buch mehr im herkömmlichen Sinn des Wortes: dies Buch ist Aufruf und Aufbruch zu neuen Ufern. Eine prophetische, kristallklare Sprache, ein hoher Flug der Gedanken, eine monumentale Geschlossenheit des Aufbaues und ein fortreißender Schwung vereinen sich zu einem Fanal zu einem Glaubensbekenntnis, das an die Tat Luthers zu Worms heranreicht. Wem dies Lob zu hoch dünkt, der prüfe es durch eigenes Lesen nach. (Das Buch kostet in Halbleinen Mk. 7.50). R. Drews

Verlag „Die Morgenröte": Albert Modrow, Elmshorn. Für die Schriftleitung verantwortlich: Richard Drews Elmshorn. Für den Inseratenteil verantwortlich: Richard Modrow, Elmshorn
Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlages und mit Quellenangabe.
Für die Schriftleitung oder den Verlag bestimmte Sendungen bitten wir stets an den Verlag selbst und nicht an einen der vorgenannten Herren zu richten.
Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizufügen. Postscheckkonto: Hamburg 11 Nr. 34557.
Druck: Albert Modrow, Elmshorn

DEUTSCHER SAGENSCHATZ

Innerhalb dieser von Paul Zaunert herausgegebenen Sammlung erschienen vor kurzem

Rheinland-Sagen

2 illustrierte Bände mit 26 Tafeln und 34 Abbildungen im Text herausgegeben von Paul Zaunert, br. je 6.–, geb. je M. 7.50

In das fast unübersehbare Gebiet der Rheinlandsagen bringt diese Ausgabe nicht nur feste Ordnung, sondern reinigt seine historischen Sagen von verkünstelter Poesie zugunsten der treuherzigen Erzählungsweise verstaubter Chroniken. So entstand ein wirkliches Volksbuch, das berufen ist, dem deutschen Volke die reiche historische Vergangenheit des ältesten deutschen Kulturgebietes und seinen Volkscharakter durch eine Schilderung seiner Lebenslust und seines Aberglaubens neu zu erschließen. Nicht keltisches, sondern germanisches Wesen offenbart sich uns hier!

Früher erschienen:

Böhmerwaldsagen. **Hrsg. von G. Jungbauer, mit acht Tafeln br. 5.50, geb. 7.– Mark.**

Die Böhmerwaldsagen sind eine Ergänzung zu A. Stifters Schriften. Sie behandeln Geschichte und Volksglauben eines besonders bodenständigen deutschen Volksstammes. Sie sind aus dem Boden des Landes hervorgewachsen und weisen uralten heidnischen Volksglauben auf, der sich auf einem alten naiven Naturglauben aufbaut.

Schlesische Sagen. **Hrsg. von Will-Erich Peukert. Mit 9 Tafeln, br. 6.50, geb. 8.– Mark.**

Auch dieser Band bietet den Volksglauben in bunter Fülle, ist doch der Glaube an Rübezahl in den Waldbergen zu Hause. Reich sind besonders die historischen Sagen und die von dämonischen Naturkräften. Der Herausgeber ist Dichter und gehört zum Freundeskreise von Carl Hauptmann. Es ist ihm geglückt, das schlesische Lokalkolorit auch in den Sprachformen festzuhalten.

Deutsche Natursagen. **I. Reihe. Von Holden und Unholden. Herausgegeben von P. Zaunert. Mit 4 Holzschnitten, br. 4.–, geb. 5.50 Mark.**

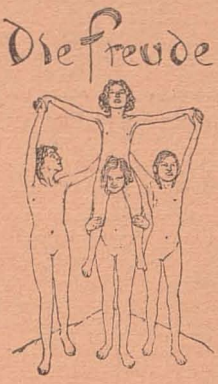
Die Natursagen handeln von der urtümlich religiösen Phantasie des deutschen Volkes mit der die Landschaft bevölkert ist. In fortlaufender Erzählung, in der die Sagen eingeflochten sind, werden seine geisterhaften Bewohner wie Riesen, Zwerge, Nachtvolk, wilde Jäger, Frau Holle, Luft-, Wald- und Wassergeister geschildert.

Vlämische Sagen, **Legenden und Volksmärchen. Hrsg. von G. Goyert und K. Wolter. Mit 16 alten Ansichten. br. 4,50, geb. 6.– Mark.**

Diese Sagen gewähren reizvoll intime Einblicke in die Seele Flanderns. Sie zeigen in ihrer derben Behaglichkeit, eine unermüdliche Lust am Erfinden. Mythysches, Volksbuchmäßiges, Petrusschwänke und Marienschwänke, Zauber-, Gespenster- und Spottgeschichten, bilden einen Strauß niederdeutschen Volkshumors. Derb realistische Züge wechseln mit allerzartesten Empfindungen.

Über die auf 34 Bände berechnete Sammlung stehen Sonderprospekte zur Verfügung

Eugen Diederichs Verlag in Jena



Monatshefte für die deutsche Innerlichkeit

mit zahlreichen Bildern nach Aufnahmen und Gemälden aus Natur und Kunst auf feinstem Kunstdruckpapier

Der Leitgedanke unserer Monatshefte liegt in der Erkenntnis daß Freude der Sinn des Lebens, also der Wille des Schöpfers und die Religion der Menschheit ist und der Einsicht, daß unser deutsches Volk gerade jetzt in tiefster Not nach echter, edler, innerlicher Freude verlangt. So bringt „Die Freude" was ihr Name sagt: Echte und edle Freude aus den Urschätzen der Natur und des Lebens, welche für alle bereit sind, wie die Strahlen der Sonne. Wort und Bild stellen wir in unseren Dienst und bringen von beiden das Beste.

Unsere Mitarbeiter sind:

Robert Budzinski; Prof. Dr. Deegener; Prof. Ludwig Fahrenkrog; Fidus; Georg Forster; G. A. Grote; Franz Alf. Gayda; Dr. Helfer; Lotte Herrlich; Manfred Kyber; E. Mädler; Fr. Käte Ohlshausen-Schönberger; E. Stender; J. Teichmann; Dr. Frank Thieß; Landgerichtsrat Dr. Bahle; Dr. H. Wachs, Doz. d. Zool; M. Weidemann; Dr. Weigold v. Prof.-Mus. Hannover u. v. a.

Die Mitarbeiter der nächsten Hefte sind:

Marianne Fleischhack: Joachim Günther; Prof. J. Hamman, München; Ing. Arch. J. Schröder; Hans Surén

Aufsätze aus den Heften:

G. A. Grote: Die Lebenskraft in ihrer Beziehung zum Sonnenlicht
Erich Frey: Die Erziehung zur Wahrheit durch die Nacktheit
Dr. Frank Thieß: Rhythmus an den Körper!
Marianne Fleischhack: Wir und die künftigen Geschlechter
Hans Surén: Mein Streben und mein Weg

Bezugsbedingungen: Halbjahrsbezugspreis für 6 Hefte einschl. Porto usw. 6.50 Mk. Probehefte für 1 Mark. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Verlag Robert Laurer, Egestorf

(Lüneburger Heide)

Postscheckkonto Hamburg 56239

Thomas Mann

über den „Deutsche Meister-Verlag“ und „Deutsche Meister-Bund“

Sehr geehrte Herren,

bestens danke ich für Übersendung Ihrer Ausgaben von Storm, Hebbel und Hoffmann, dieser überaus geschmackvoll und gediegen ausgestatteten Bücher, die mir von der Leistungsfähigkeit des Verlages eine hohe Vorstellung gaben. Ihr Prospekt hat mich allgemeiner über die Ziele unterrichtet, die Sie verfolgen, und über die günstigen Bedingungen, die Sie dem Publikum anbieten. Mein Eindruck ist der, daß der „Deutsche Meister-Bund und Verlag“ ein volksbildendes Gesittung förderndes Unternehmen ist, das jede Teilnahme und Befürwortung verdient.

Ihr sehr ergebener

Thomas Mann

Unsere 3 Mark-Reihe in Halbleinen gebunden

(Mitglieder des Deutsche Meister-Bundes zahlen nur 2.25 Mark)

Die Bände sind in schönen Schriften auf holzfreiem Papier gedruckt. Der Rücken ist mit Goldpressung geschmückt. Die bunten Überzugspapiere sind für die Bände besonders entworfen und angefertigt. Prof. F. W. Ehmcke überwacht den gesamten Werdegang der Bücher.

Brentano, Märchen
Büchner, Dantons Tod
Goethe, Götz v. Berlichingen
„ Torquatto Tasso
Hoffmann, Prinz. Brambilla
Kleist, Michael Kohlhaas
Meinhold, Bernsteinhexe
Mörike, Hutzelmännlein
Rückert, Liebesfrühling
Sachs, Fastnachtsspiele(ill.)
Sealsfield-Postl, Prärie
Ur-Stifter, Brigitta-
Urgroßvater
Storm, Aquissubmersusu.a.
„ Immensee
„ Grieshuus

„Wie der Deutsche Meister-Bund es ermöglicht, für den Jahresbeitrag von 2.60 Mk. die 12 Monatshefte der „Meister“ gratis zu versenden, dann aber auch noch die Deutsche Meister-Bücher so zu verbilligen, wie er es macht, ist mir unbegreiflich, aber Tatsache“ van Uyl im Sturm.

Probeheft „Die Meister“ auf Verlangen kostenlos.

Deutsche Meister - Verlag
MÜNCHEN, Residenzstraße 10